KULTUR

OÖ. HEIMATBLÄTTER

2013 HEFT 1/2

Beiträge zur Oö. Landeskunde | 67. Jahrgang | www.land-oberoesterreich.gv.at

LAND OBERÖSTERREICH

OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

67. Jahrgang 2013 Heft 1/2

Herausgegeben vom Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur

Martina Birngruber: Das Bürgerspital und die Spitalkirche in Bad Leonfelden – Zeugnis christlicher Nächstenliebe und spätgotischer Baukunst (ZUR OÖ. LANDESAUSSTELLUNG 2013) 4

Johanna Schäffer + Herbert Schäffer: Bedeutende Persönlichkeiten und Begebenheiten im ehemaligen Landgut/Schloss Hagen 22

Elisabeth Schiffkorn: Zur These von der Wandersage in der Kleindenkmal-Forschung 32

Reinhold J. Dessl: Johann Michael Pirngruber (1716–1800) Ein Gramastettner als Großvater von Goethes Suleika 54

Franz Zamazal: Wer kennt Otto Kitzler? Linzer Anton Bruckner Institut fahndet nach biographischen Daten 60

Maria Gann: Vom Bauernsohn zum Linzer Bürgermeister – Vita und Vermächtnis des Innviertlers J. E. Wimhölzel 62

Hans Samhaber: Zwanzig Jahre OÖ Forum Volkskultur: Ein Rückblick in Freude und Dankbarkeit 70

Friedrich Ch. Zauner: Über die Sehnsucht nach Beständigem in einer sich stark wandelnden Zeit. Am Beispiel der oberösterreichischen Landeshymne 82

Gunter Dimt: Die „SP"-Tischlerwerkstätte in Altmünster 92

BUCHBESPRECHUNGEN 104

Medieninhaber: Land Oberösterreich

Herausgeber: Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur

Zuschriften (Manuskripte, Besprechungsexemplare) und Bestellungen sind zu richten an den Schriftleiter der OÖ. Heimatblätter:

Camillo Gamnitzer, Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur, Promenade 37, 4021 Linz, Tel. 0732/7720-15477

Jahresabonnement (2 Doppelnummern) € 12,– (inkl. 10 % MwSt.)

Hersteller: TRAUNER DRUCK GmbH & Co KG, Köglstraße 14, 4020 Linz

Grafische Gestaltung: Mag. art. Herwig Berger, Steingasse 23 a, 4020 Linz

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge zeichnet der jeweilige Verfasser verantwortlich

Alle Rechte vorbehalten

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Haftung

ISBN 3-85393-016-6

Mitarbeiter:

Mag. Martina Birngruber
Kurverband Bad Leonfelden
Ringstraße 77, 4190 Bad Leonfelden

Dr. Johanna Schäffer, Dipl.-Ing. Herbert Schäffer
Hagenstraße 41a, 4040 Linz

Mag. Dr. Elisabeth Schiffkorn
Verein Kultur Plus
Karl-Wiser-Straße 4, 4020 Linz

Dr. P. Reinhold J. Dessl, OCist
Marktstraße 1, 4201 Gramastetten

Dr. Franz Zamazal
Knabenseminarstraße 33, 4040 Linz

Kons. VS-Dir. Maria Gann
5233 Pischelsdorf 70

Kons. OSR Hans Samhaber
Ehrenpräsident OÖ Forum Volkskultur
St. Marienkirchen 25,
4922 St. Marienkirchen a. H.

Prof. Dr. Friedrich Ch. Zauner
Präsident OÖ PEN-Club
Hauzing 8, 4791 Rainbach

HR Dr. Gunter Dimt
Pühret 29/16, 4813 Altmünster

Titelbild:

Holzstich mit Altar im Spital Hotel-Dieu.
Ende 15. Jh. (Beitrag Birngruber)

Das Bürgerspital und die Spitalskirche in Bad Leonfelden –

Zeugnis christlicher Nächstenliebe und spätgotischer Baukunst

Von Martina Birngruber

Das Bürgerspital – Geschichte und Funktion

Die ersten mittelalterlichen Fürsorgeeinrichtungen waren Hospize, die entlang von Pilgerwegen entstanden. Parallel zu diesen entwickelten sich die Stifts- und Domspitäler sowie bruderschaftliche Spitäler. Deren Aufgaben waren im Allgemeinen sehr vielfältig: Sie waren unter anderem Zufluchtsstätte für Reisende, Alte, Findelkinder, Waisen, aber auch Anlaufstelle für Gebärende, psychisch und physisch Kranke und Gebrechliche jeder Art. Patienten mit ansteckenden Krankheiten wurden in so genannten Leprosen- und Siechenhäusern außerhalb der Städte untergebracht. Ab der Mitte des 12. Jahrhunderts etablierte sich das Spitalswesen in den europäischen Städten. Mit dem Aufschwung des Bürgertums kam es zu einem regelrechten Boom von Spitalseinrichtungen. Die so genannten *‚Bürgerspitäler'* wurden gegründet. Den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreichten diese Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts.[1]

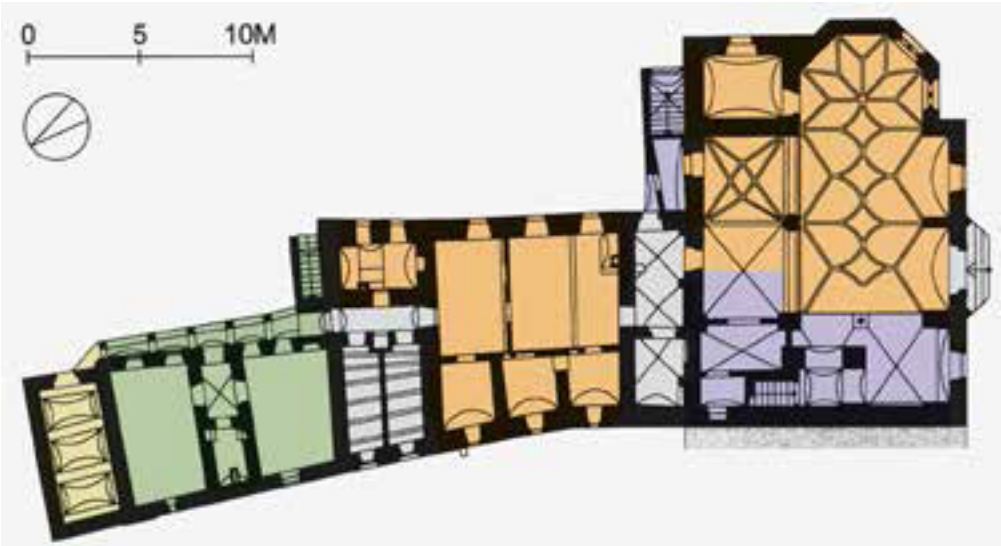
In dieser Zeit war Leonfelden ein Markt mit Maut und Gericht im Land ob der Enns und zählte ungefähr sechzig Häuser. Am 10. Dezember 1505 wurde in Leonfelden vom zuständigen Richter und dem Rat das Bürgerspital gegründet. Der heute verlorene Stiftsbrief wurde ausgestellt, in dem geschrieben stand, dass die *„Behausung des Bürgers Paul Polz"* von den Bürgern des Marktes Leonfelden gekauft und darin ein Bürgerspital *„für die Verpflegung und Betreuung verarmter und kranker Bürger und deren Kinder"*[2] eingerichtet werden sollte. Während das geistliche Wohl unter kirchlichem Vorzeichen stand, lag die Finanzierung und Verwaltung eines Bürgerspitals samt den dazugehörenden wirtschaftlichen Gebäuden in den Händen der Bürgerschaft. Die betuchten Bürger sorgten als Stifter mit ihren finanziellen Zuwendungen für

Marktvedute von Leonfelden aus dem Jahre 1667. Ausschnitt aus dem Stich des Topographen Georg Matthäus Vischer. Neben dem Kirchturm der Pfarrkirche lässt sich der Turm der Spitalskirche erkennen. Es ist die erste Darstellung des Spitalskomplexes.
Foto: OÖ. Landesmuseum

[1] Birngruber 2011, S. 9–25
[2] Reisacher 1840, S. 193.

Ehemaliger Spitalskomplex. Ansicht aus der Hinteren Zeile. 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts.
Foto: Archiv Konsulent Werner Lehner

Arkadentrakt des Bürgerspitals. Um 1600 erbaut. 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts.
Foto: Archiv Konsulent Werner Lehner



Grundriss des Bürgerspitals und der Spitalskirche: Orange: Spätgotisch. Anfang 16. Jh., Grün: Um 1600. Violett: 18. Jh. Gelb: Anbau aus dem 18. oder 19. Jh. Grau: An-, Um- und Zubauten. Quelle: OÖ. Landesbaudirektion, Abt. Vermessung 1984. In: Dehio Mühlviertel 2003, S. 61; Grafik: Karl Birngruber

Holzstich mit Altar im Spital Hotel-Dieu. Ende 15. Jh. Der Holzstich zeigt einen Ausschnitt aus dem Paris Spital Hotel Dieu aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Im Bildmittelpunkt steht ein Altar, der unabdingbar für die geistlichen Verpflichtungen war. Quelle: Craemer, 1963, S. 8, Abb. 5

das Wohlergehen der Pfleglinge. Als Gegenleistung verpflichteten sich diese, für ihre Helfer zu beten.

Der Tagesablauf im Spital war allgemein straff geregelt. Die täglichen Gebets- und Mahlzeiten verpflichteten alle zur Teilnahme, Sperrzeiten mussten genau eingehalten werden. Um den religiösen Vorgaben gerecht werden zu können, wurde generell Spitälern eine Kapelle oder Kirche in den Spitalskomplex integriert. Als 1505 jedoch in Leonfelden das Bürgerspital gegründet wurde, dauerte es noch neun Jahre bis zur Erbauung der zugehörigen Spitalskirche. Bis dahin erfüllte ein im Spital errichteter Hausaltar diese Aufgabe, wie eine Messstiftung von 1507 im Oberösterreichischen Landesarchiv bezeugt. Für das geistige Wohl sorgte ein Spitalsgeistlicher, der üblicherweise dem zuständigen Pfarrer unterstellt war.

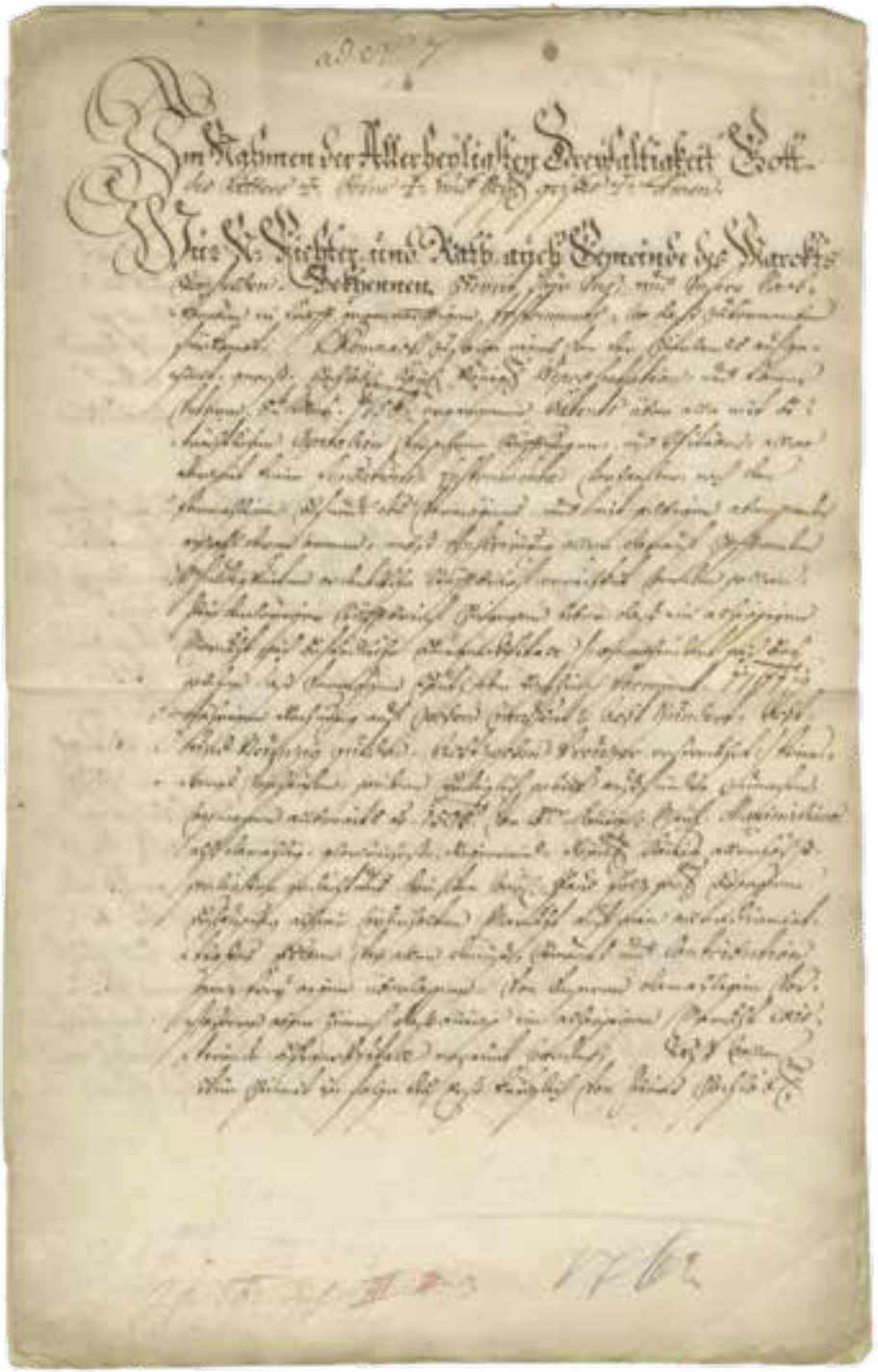
Dass das Bürgerspital ein potenter Wirtschaftskomplex war, bezeugen Verzeichnisse im Stiftsarchiv von Wilhering. Dort ist der Besitz von Wiesen- und Ackergründen aufgezeichnet, von zehentpflichtigen Untertanen und von einem Haus mit Weingarten in Krems ist die Rede. Das Bürgerspital wurde von zwei Personen verwaltet, außerdem war dort noch ein eigener Spitalsmeier angestellt, der zugleich Marktwächter war.

Mit der Reformation und dem Einbrechen der Stiftungen wurde die Wirtschaftlichkeit der Bürgerspitäler geschwächt. In dem lutherisch geprägten Leonfelden hingegen erweiterte man um 1600 das ursprüngliche kleine Bürgerhaus um den Arkadentrakt. Auch nach der Gegenreformation bezeugen große Stiftungstätigkeiten im 17. und 18. Jahrhundert die Mildtätigkeit und Frömmigkeit von Bürgern und Adeligen in und um Leonfelden.[3]

Zu einem neuen Stiftungsbrief verhalf die Neustrukturierung des Spitalwesens unter Maria Theresia. Die ‚Milde Stiftungskommission' wurde geformt, deren Ziel neben der Dokumentation des gegenwärtigen Zustandes des Spitalwesens eine Neuordnung der karitativen und geistlichen Stiftungen war. Falls die Stiftungsbriefe nicht mehr vorhanden waren, musste man diese neu aufsetzen. Da der ursprüngliche Stiftungsbrief des Bürgerspitals von 1505 nicht mehr existierte, musste ein neuer ausgestellt werden, der sich heute wie viele andere Dokumente im Privatarchiv von Herrn Konsulent Werner Lehner befindet. Dieser Stiftungsbrief war die offizielle Urkunde, in der die äußeren und inneren Angelegenheiten des Bürgerspitals geregelt wurden. So verpflichtete sich der Magistrat, nur die verarmten und mühseligen Personen anzunehmen. Außerdem wurde die Insassenanzahl auf 24 beschränkt.

1787 erfolgte ein tiefer Einschnitt. Joseph II. bestimmte trotz Widerstands der Magistrate die völlige Auflösung aller bürgerlichen Spitäler. Den Verkaufserlös widmete er der Speisung von Armenfonds. Stationäre Aufsicht wurde nur mehr bettlägerigen Kranken gewährt. Aus diesen Gründen hob man das Bürgerspital offiziell auf und wandelte es in einen Armenfonds um. Von Leonfelden weiß man, dass Anfang des 19. Jahrhunderts noch eine weibliche Person zur Unterstützung der Bewohner tätig war und dafür eine Unterkunft und Naturalien erhielt. Bis in die zweite Hälfte des 20.

[3] Birngruber 2011, S. 26 f.



Stiftungsbrief vom 2. Jänner 1762. *Foto: Archiv Konsulent Werner Lehner*

Stiftungsbrief 2. Jänner 1762. Detail: Siegel und Unterschriften der Verantwortlichen.
Foto: Archiv Konsulent Werner Lehner

Jahrhunderts wohnten dort vorwiegend sozial schwache Familien.

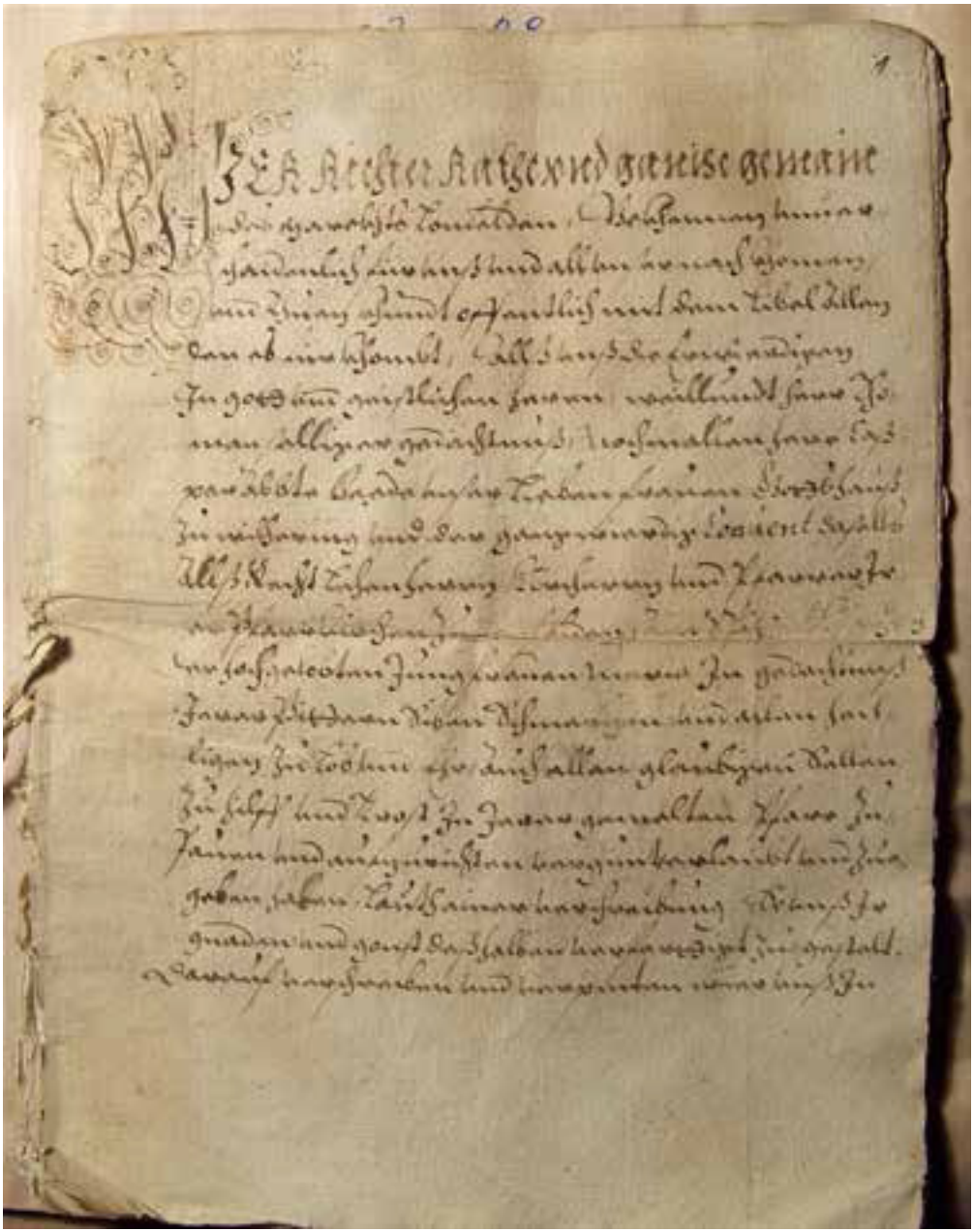
Die wechselhafte Geschichte der Spitalskirche

Nach der Gründung des Bürgerspitals ersuchten Richter und Rat von Leonfelden 1505 den Patronatsherren Abt Thoman von Wilhering um die Erlaubnis, beim Spital eine Kirche bauen zu dürfen.

Dennoch kam es erst unter seinem Nachfolger Kasper I. am 29. Juni 1514 zur Unterzeichnung des Reverses *„zu Ehren der hochgelobten Jungfrau Maria zum Gedächtnis ihrer bitteren sieben Schmerzen, zu Lob und Ehre aller Heiligen, auch zu aller gläubigen Seelen, Hilfe und Trost."*[4] Der Stiftsbrief von 1514 ist ein beredter Zeuge, dass die Rechte der Pfarrkirche nicht beschnitten werden durften. Oftmals erhielten Spitalskirchen keine Seelsorgerechte: Nur das Bußsakrament, die Eucharistie und die Letzte Ölung wurden gespendet. Obwohl die Konsekration (Weihe der Kirche) nicht überliefert ist, kann man davon ausgehen, dass die Kirche nach kurzer Bauzeit um 1520 fertig gestellt worden ist. Eine Quelle aus dem Jahr 1526 im Archiv Wilhering bestätigt die Existenz eines Spitalsbenefiziaten, der zugleich für Frühmessen in der Pfarrkirche zuständig war.

Sowohl ebenerdig als auch auf der Empore gibt es einen direkten Zugang zum Bürgerspital. Diese dienten dem praktischen Zweck, gebrechlichen und liegenden Bürgern die Möglichkeit zu geben, am Gottesdienst teilzunehmen. Die Pfleglinge konnten somit in ihren Betten direkt in die Kirche transportiert werden, um dort ihre täglichen Stiftungsgebete verrichten zu können. Kurz

[4] Reisacher 1840, S. 203



Gründungsrevers der Spitalskirche, 29. Juni 1514. *Foto: Stiftsarchiv Wilhering*

Spitalskirche. Außenansicht nach der ersten Renovierung 1987. *Foto: Franz Huemer*

nach der Fertigstellung der Spitalskirche kam diese katholische Tradition durch das eindringende reformatorische Gedankengut von Martin Luther zum Erliegen.

In den nächsten Jahrzehnten übernahmen sogar lutheranischer Prediger, die so genannten Prädikanten, die Spitalskirche, um dort das Evangelium zu predigen. Erst ein knappes Jahrhundert später wurde in der Gegenreformation die Spitalskirche durch gerichtlichen Spruch vom 24. Oktober 1615 geschlossen und die evangelische Religionsausübung darin verboten.

Am 25. November 1673 wurde die Spitalskirche von der Josephi-Bruderschaft wieder nach katholischem Ritus eingeweiht. Neben dieser Bruderschaft wurde eine Singbruderschaft, die der heiligen Cäcilia gewidmet war, eingerichtet. Generell erfolgte durch Bruderschaften eine rege Stiftungstätigkeit, weitere Ablassbriefe und Stiftungen dieser Zeit sind Zeugen geistlicher Aktivität. Anfang des 18. Jahrhunderts war ein Vorbeter angestellt, der für jährlich 4 Gulden die gemeinschaftlich verpflichtenden Gebete organisierte.

Wer die Architektur der dreijochigen Hallenkirche betrachtet, sieht auf den ersten Blick, dass neben dem ursprünglichen spätgotischen Erscheinungsbild die nördliche Empore samt dem nördlichen Joch barockisiert wurde. Ausschlaggebend für die Barockisierung war unter anderem der Marktbrand vom 28. Oktober 1776, der zahlreiche Bürgerhäuser, die Josephi-Kirche und das Bürgerspital in Asche gelegt hatte. Diesem folgten Umbauten am Turm und im dazugehörigen Joch.

Die wohl einschneidendsten Veränderungen – auch für die Spitalskirche – brachte wiederum die Zeit Kaiser Josephs II. mit sich. Er ließ im Land ob der Enns insgesamt 24 Klöster schließen und zusätzlich wurden alle Bruderschaften per Dekret am 9. August 1783 aufgelöst. Am 6. Jänner 1787 wurde die im Volksmund mittlerweile als Josephi-Kirche bezeichnete Spitalskirche gesperrt. Drei Monate später wollte sie die Marktkommune Leonfelden, die heutige Agrargemeinschaft, versteigern. Da sich kein Käufer fand, ersteigerte sie der Markt Leonfelden am 28. März 1787 um nur 200 Gulden und richtete darin das Gemeindeamt ein. Die Innenausstattung ist entfernt worden und im Laufe der nächsten Jahre wurde die Spitalskirche

Spitalskirche. Einblick ins Langhaus zur Westempore und Seitenkapelle vor der Renovierung 2011.
Foto: Martina Birngruber

Spitalskirche als Gemeindeamt mit k & k Aichamt.
Um 1900. Foto: Archiv Konsulent Lehner Werner

Das Emporengeschoss der Spitalskirche mit eingezogenem Zwischenboden wurde in der Zeit des Nationalsozialismus als Standesamt genutzt. Foto: Archiv Konsulent Werner Lehner

Spitalskirche während der Renovierung 1987. Jüngeres Mauerwerk wurde abgerissen. Foto: Franz Huemer

Spitalskirche währen der Renovierung 1987. Einblick in den 5/8-Chorpolygon. Bruchsteinmauerwerk mit steinernem spätgotischem Sakristeiportal. Spärliche Putzreste verdeutlichen das Ausmaß des zerstörten Chorfreskenzyklus. In der Apsismitte konnte das Freskenmedaillon des Hl. Petrus mit Schlüssel gerettet werden.

Spitalskirche: Freigelegte Fresken an der Brüstung der Nordempore. *Foto: Franz Huemer, 1987*

Spitalskirche. Überreste des Freskenzyklus an der Brüstung der Nordempore. Restaurator Josef Wintersteiger bei der Wiederherstellung der stark beschädigten Fresken. Von links nach. rechts: Hl. Barbara und vermutlich Hl. Joachim, 2 nicht identifizierte Heilige, Hl. Petrus und Hl. Andreas, Anna Selbdritt. Foto: Franz Huemer

Apsismedaillon: Hl. Petrus, Anfang 16. Jh.
Foto: Franz Huemer, 1987

entsprechend adaptiert und umgebaut. In der Folge beherbergte sie eine Folge von Einrichtungen: Sparkasse, k. k. Eichamt, Garage, Werkstatt, Standesamt im Zweiten Weltkrieg, Volksschule, Wohnungen, Druckerei, Gemeindekerker und ein Heimatmuseum. 1987 renovierte man sie großzügig. Die restaurierten Fresken an der Brüstung und in der Apsis zeugen noch vom einstigen Ambiente. Seit der Wiedereröffnung stand diese Kirche unter anderem als Räumlichkeit für standesamtliche Trauungen und kulturelle Veranstaltungen zur Verfügung.[5]

Anlässlich der Landesausstellung 2013 erstrahlt der mittelalterliche Fürsorgekomplex neu in renovierter und adaptierter Form.

Spitalskirche, Apsis, Bogenrippengewölbe.
Foto: Autorin

Die Architektur der Spitalskirche

Das Langhaus ist eine zweischiffige, dreijochige Emporenhalle mit einfachen Wandpfeilern und polygonaler Apsis. Emporen in Spitalskirchen sind Ausdruck bürgerlicher Standesunterschiede. Emporenanlagen lassen sich von Bad Leonfelden bis in den Donauraum zurückverfolgen (Bad Leonfelden, Gramastetten, Ottensheim). Eingezogene Wandpfeiler und dreieckige Wandvorlagen sind ebenfalls vorwiegend im Donauraum zu finden.

Ein uniformes Sternrippengewölbe ziert die Apsis der Spitalskirche. Dieses Sternrippengewölbe geht im Langhausbereich zu einem Bogenrippengewölbe über. Das Konzept der Bogenrippengewölbe beeinflusste von Bayern ausgehend die spätgotische Architekturszene Österreichs. Diese formale Charakteristik machten sich die beiden größten österreichischen Bauhütten der Spätgotik Wien und Steyr zu Eigen. Zusammenfassend stellt man fest, dass sowohl der Bautyp als auch die Gewölbeform donauländisch geprägt sind.[6]

Steinmetzzeichen

Die Frage, warum die Spitalskirche erst neun Jahre nach der Gründung des Bürgerspitals um 1505 erbaut wurde, beschäftigte die Literatur. Abt Kaspar I. gab erst am 29. Juni 1514 die Genehmigung zum Bau. Warum zögerte Wilhering neun Jahre lang, ehe die Spitalskirche gebaut werden durfte? Im Fall Leonfeldens führen uns die so genannten Steinmetzzeichen auf diese Spur.

[5] Birngruber 2011, S. 36–71.
[6] Birngruber 2011, S. 72–88.

Spitalskirche, Langhaus, Sternrippengewölbe. *Foto: Autorin*

Spitalskirche. Langhaus, Bogenrippengewölbe. *Foto: Autorin*

Steinmetzzeichen. Grafische Darstellung

Außenansicht der Pfarrkirche zum Heiligen Bartholomäus, Bad Leonfelden, 1483 – circa 1514.
Foto: Autorin

An den Arkaden und im Chorbereich sind 17 verschiedene Steinmetzzeichen zu finden. Diese spätmittelalterlichen Signaturen wurden den Steinmetzgesellen von der Bauhütte oder Bruderschaft nach Beendigung ihrer Lehrjahre und Wanderschaft als persönliches Ehrenzeichen ausgestellt. Sie lassen sich vorwiegend an Gewölberippen, Diensten, Leibungen und anderem steinernem Kircheninventar finden. Fallweise können einzelne Steinmetze auf Grund ihres Zeichens regional an anderen Bauten wieder gefunden werden, was bei Datierungsfragen sehr hilfreich sein kann. Zudem geben sie Einblick in die Mobilität der Steinmetze im Mittelalter.

Ein Vergleich der Steinmetzzeichen in der Pfarrkirche und Spitalskirche übergab eine Übereinstimmung. Aufgrund eines gleichen Zeichens, das sowohl in der Pfarrkirche als auch in der ab 1514 gebauten Spitalskirche zu finden ist, liegt der Schluss nahe, dass die ranghöhere Pfarrkirche vor 1514 fertig gestellt wurde. Erst mit der Fertigstellung der Pfarrkirche wurde die Bewilligung für die Spitalskirche, eine rangniedrigere Filialkirche, am 29. Juni 1514 ausgestellt. Demnach hat der mit Namen nicht identifizierte Steinmetz zuerst in der Pfarrkirche gearbeitet und war nach ihrer Fertigstellung in der Spitalskirche weiter tätig. Der Abt von Wilhering duldete vermutlich nicht gleichzeitig zwei Baustellen in Leonfelden, sondern ließ zuerst die Pfarrkirche fertig stellen, bevor er die Bewilligung zum Bau der Spitalskirche gab. Durch diesen Vergleich lässt sich die Fertigstellung und Einweihung der Pfarrkirche vor Juni 1514 datieren. Der gleiche Steinmetz, der an der Pfarrkirche und Spitalskirche gearbeitet hat, lässt sich anhand der Steinmetzzeichen von

Spitalskirche. Steinmetzzeichen eines unbekannten Steinmetzes. Dessen Signatur findet sich ebenso in der Pfarrkirche in Bad Leonfelden sowie auch in Rosenberg an der Moldau und Altstadt in Tschechien wieder. Foto: Karl Birngruber

Rosenberg – Detail: Das Gewölbe lagert auf mehrfach durchstrukturierten plastischen Konsolen, die zudem das Wappen der Rosenberger tragen. Foto: Lavička 2009

Rosenberg an der Moldau bis nach Altstadt in Südböhmen zurückverfolgen.[7] Andere Steinmetzzeichen der Spitalskirche finden sich in der Filialkirche Sankt Anna in Steinbruch und der Pfarrkirche von Ottensheim wieder und weisen auf die donauländische Tradition.[8]

Obwohl die böhmische Architektur weite Teile des nördlichen Oberösterreichs beeinflusste und die Spitalskirche auch der Rosenberger Hütte zugeschrieben wurde, lassen sich keine direkte Einflüsse an der Spitalskirche feststellen. Der Werkmeister konzipiert das Bogenrippengewölbe in donauländischer Manier. Das Gewölbe der Pfarrkirche in Rosenberg – als Inbegriff der südböhmischen Bauhütte der Rosenberger – weist jedoch die typischen Merkmale dieser Bauhütte auf. Das Gewölbe wird aus geraden und gebogenen Rippenstücken gebildet. Als besonderes Merkmal gelten die überschneidenden Rippenstücke und Verstäbungen mit abrupt endenden Rippen.

Auch wenn der Bautyp einer Emporenhalle und das Bogenrippengewölbe der Spitalskirche donauländisch geprägt sind, bezeugen Steinmetzzeichen die langen Wanderrouten der spätgotischen Meister, welche bauhüttenübergreifend ganz Mitteleuropa umfassen. Als Vermittler grenzüberschreitender Architektur trugen die Steinmetze maßgeblich zu architektonischen Höchstleistungen der Spätgotik bei.

---

[7] Vgl. Lavička 2009. Aus dem unveröffentlichten Manuskript seiner Dissertation über die spätgotische Architektur in Südböhmen, das er mir dankenswerter Weise zukommen ließ.

[8] Birngruber 2011, S. 114–121.

Rosenberg. Außenansicht der Pfarrkirche. Foto: Lavička 2009

Rosenberg – Einblick ins Chorgewölbe: Die kreisförmigen Schlingen führen mit dynamischen Biegungen in die Gewölbemitte. Foto: Lavička 2009

Literatur und Quellen

Birngruber 2009
Martina Birngruber: Das Bürgerspital und die Spitalskirche in Bad Leonfelden. Spätgotische Architektur im Brennpunkt von Bayern, Böhmen und Österreich. Phil. Dipl., Wien 2011.

Baumüller 1989
Barbara Baumüller: Bogenrippen- und Schlingrippengewölbe der Spätgotik in Bayern und Österreich. In: Schriften aus dem Institut für Kunstgeschichte der Universität München, Band 45, München 1989.

Blaschko 1997
Gertraud Blaschko: Mittelalterliche Spitäler in Österreich. Phil. Dipl. (unpubl.), Wien 1997.

Braun 1983
Emanuel Braun: Die mittelalterlichen Spitalkirchen in Altbayern, Studien zur Typologie und zum Verhältnis von Bauaufgabe und Architektur. In: Hans Ramisch (Hg.): Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst, Band XIII, München 1983.

Brosch 1932
Franz Brosch: Siedlungsgeschichte des Waxenbergischen Amtes Leonfelden. Mit einem Anhang: Das Leonfeldener Urbar. Herausgegeben von Erich Trinks. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins, Band 84, Linz 1932, S. 217–333.

Craemer 1963
Ulrich Craemer: Das Hospital als Bautyp des Mittelalters, Köln 1963.

Hofer 1954
Benno Johann Hofer: Die Geschichte des Marktes Leonfelden in Oberösterreich. Von den Anfängen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Phil. Diss. (unpubl.), Graz 1954.

Lavička 2004

Roman Lavička: Rožmberská stavební huť. K problematice studia jihočeské sakrální architektury pozdní gotiky (Die Rosenberger Bauhütte. Zur Problematik des Studiums der südböhmischen Sa-

kralarchitektur der Spätgotik). In: Jihočeský Sborník Historický, 73 / 2004, S. 33–93.

Lavička 2009
Roman Lavička: Jahreszahlen an mittelalterlichen Baudenkmälern. In: Eva Schlotheuber – Hubertus Seibert (Hrsg.): Böhmen und das Deutsche Reich, Ideen- und Kulturtransver im Vergleich (13.–16. Jh.), Collegium Carolinum, Band 116, München 2009, S. 143–159.

Reisacher 1840
Mathias Reisacher: Das Decanat Sankt Johann im Mühl-Kreise, samt den Stiften Wilhering und Engelszell in dem Decanate Peyerbach: In: Topographie des Erzherzogthums Oesterreich oder Darstellung der Entstehung der Städte, Märkte, Dörfer, und ihrer Schicksale; dann der Ruinen, Schlösser und Edelsitze, und der noch möglichen Angabe der Reihenfolge ihrer Besitzer; der Lage, und der Erwerbszweige der Ortschaften, des Ursprunges der Stifte, Klöster, Pfarren, Localien, Beneficien und Spitäler, der Denk- und Grabmähler, der merkwürdigen Inschriften, Volkssagen und Urkunden, Wien 1840.

Scheutz / Weiß 2008
Martin Scheutz – Alfred S. Weiß: Spitäler im bayerischen und österreichischen Raum in der Frühen Neuzeit (bis 1800). In: Europäisches Spitalwesen. Institutionelle Fürsorge in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hospitals and Institutional Care in Medieval and Early Modern Europe. Herausgegeben von Martin Scheutz – Andrea Sommerlechner – Herwig Weigl – Alfred Stefan Weiß, Wien – München 2008, S. 185–229.

Weigl /Just 2008
Herwig Weigl –- Thomas Just: Spitäler im südöstlichen Deutschland und in den österreichischen Ländern im Mittelalter. In: Martin Scheutz (Hg.) u. a.: Europäisches Spitalwesen. Institutionelle Fürsorge in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hospitals and Institutional Care in Medieval and Early Modern Europe, Wien – München 2008, S. 149–185.

Bedeutende Persönlichkeiten und Begebenheiten im ehemaligen Landgut/Schloss Hagen

Von Hanna und Herbert Schäffer[1]

Im unverändert umstrittenen Fall der Schleifung von Schloss Hagen[2] am Fuß des Linzer Pöstlingbergs vor mittlerweile genau 50 Jahren war für kritische Beobachter vor allem eines beispielhaft deutlich geworden: die oft mangelnde Durchsetzungskraft des öffentlichen Denkmalschutzes gegenüber massiv vertretenem wirtschaftlichen Privatinteresse. Wertvolle historische Bausubstanz wurde damals, 1963, unter rechtlich diffusen Umständen vernichtet, die Zerstörung des Interieurs samt unzähligen Kulturgütern stillschweigend hingenommen. Mit Fertigstellung des Neubaus der Anton Bruckner Privatuniversität wird das Schlossareal allerdings bereits im nächsten Frühling ein Nachfolgeobjekt erhalten, das an die vielfach bedeutende Vergangenheit[3] des Hagen auch als Hort der Künste und der Kultur quer durch Jahrhunderte würdig anknüpft.

Die Rolle des Hagen'schen Herrschaftssitzes als Treffpunkt und Aufenthaltsort geschichtlicher Größen aus Politik und Geistesleben, seine gesellschaftliche Ausstrahlung und Anziehungskraft auf Repräsentanten der Kunst und der Wissenschaft, die hier für kürzere oder längere Dauer gewirkt, Station eingelegt oder sonst Verbindung zu den Eignern hatten – alles das sei nachstehend anhand ausgewählter Beispiele kursorisch beleuchtet. Vorweg: Die folgenden Informationen basieren z. T. auf Exzerpten bzw. privaten Abschriften von Quellenmaterial[4] aus dem Schloss-

[1] Redaktionelle Bearbeitung: Camillo Gamnitzer.

[2] Siehe dazu auch: Hanna Schäffer/Herbert Schäffer, „Schloss Hagen bei Linz: Die Geschichte einer Herrschaft im Spiegel von historischer Legende, Anekdote, Sage und Erzählung"; OÖ. Heimatblätter 2008, Heft 3/4, S. 140 ff. Weitere Gemeinschaftspublikationen der Autoren mit Bezug zum Hagen: ***Merk***würdiges aus dem Hagen/Linz (Eigenverlag, 2009). Die (Grund-)Herrschaft Hagen und die Musik (Studie für die Anton-Bruckner-Privatuniversität Linz, 2011; ergänzt 2013). Gerichtsbarkeit und Gerichtssäulen im Hagen (Studie für das Bundesdenkmalamt OÖ, Linz, 2011; ergänzt 2013). Der Kaiserliche Rat Friedrich Tscherne, 1862–1928. Ein bedeutender Sohn der Stadt Linz (Eigenverlag, Linz 2011). Adalbert Stifter und Schloss Hagen (Linz 2011; ergänzt 2013). Die Johannes-Kapelle des ehemaligen Schlosses Hagen (Linz, 2012); und andere.

[3] Die erste erhalten gebliebene bzw. bis dato bekannte Original-Beurkundung über das *guet im Hakken* datiert aus dem Jahr 1414. Den Wilhering-Waxenbergern, welche die Wappenreihe in der Schlosskapelle anführten, waren die Geschlechter der Haunsberger, Schleunz-Amerang, Griesbacher, Schaunberger, Steyr-Storchenberg und Wallsee gefolgt. Abgeschlossen wird die Reihe adeliger Besitzerfamilien durch jene von Schallenberg, Cronpichl, Salburg, Clam und Starhemberg.

[4] Um die Sicherung, Recherche und wissenschaftliche Auswertung von Datenmaterial erwarben sich v. a. bleibende Verdienste: die letzte Besitzerfamilie Weingärtner (1896–1954), die beiden von Eigentümer Josef Weingärtner († 1948) tatkräftig unterstützten Linzer Regional- bzw. Heimatforscher Friedrich Tscherne (Kaiserlicher Rat/Kommerzialrat) und Ludwig Pruscha (Kaufmann/Kommerzialrat), weiters Univ.-Prof. HR Dr. Ernst Friedrich Burgstaller, ab 1966 Leiter des Instituts f. Landeskunde beim Amt der OÖ. Landesregierung und Schriftleiter der OÖ. Heimatblätter, der Lehrer Max Gielge (Weberschule Urfahr), sowie u. a. der ehemalige Direktor des Linzer Stadtmuseums Senatsrat Dr. Georg Wacha († 2009).

Schloss Hagen 1960, kurz vor dem Abriss. *Nordico, Foto: Hans Wöhrl*

archiv, das bei der *Niederreißung* (Originalzitat aus dem Linzer Kulturhandbuch 1965, Band 1) Mitte 1963 ebenfalls restlos vernichtet wurde.

1459: Georg von Peuerbach

Georgius von Purbach errichtete ein „astronomische sal im hackhen", vermutlich im Auftrage Reinprechts V. von Wallsee oder aber Wolfgang Hohenfurters.

Georg von Peuerbach, eigentlich Georg Aunpekh von Peuerbach (* 30. 5. 1423, † 8. 4. 1461), war als Astronom und Mathematiker einer der Granden seiner Zunft und stand selbst auf den Schultern eines Riesen: Johannes von Gmunden.[5] Ab 1453 dessen Nachfolger an der Universität Wien, wurde Georg v. Peuerbach zum Wegbereiter des kopernikanischen Weltbildes. Sein Lebenswerk ist im Schlossmuseum Peuerbach seit Jahren Thema einer ständigen Präsentation. Nach ihm benannt sind der Asteroid „9119 Georgpeuerbach", der

[5] Vielfach als „Begründer der Himmelskunde auf deutschem Boden" apostrophiert, soll Johannes von Gmunden (1383–1442) im Hagen einen astronomischen Kalender erstellt haben; auch soll ihm dort ein eigenes Arbeitsstübl eingeräumt worden sein, von dem aus er auf *dass hylzen drehorth* (eine drehbare, hölzerne Plattform mit auf die Hälfte zusammenschiebbarer Rundkuppel) gelangen konnte. Mitbegründer der Wiener mathematischen Schule und Professor an der Wiener Universität, war er 1413/14 deren Dekan. Der von Ing. Erich Meyer (Sternwarte Davidschlag/Mühlviertel) am 26. Jänner 1998 entdeckte Asteroid erhielt die Bezeichnung „15955 Johannesgmunden = 1998 BS 13".

Mondkrater „Purbach“ und, last not least, das Bundesgymnasium bzw. Bundesrealgymnasium in Linz-Urfahr, Peuerbachstraße 35.

Die obgenannte Errichtung des astronomischen Saales im „Hackhen“ (damals Landgut Hagen) mochte mit dem durch gehäufte Sichtungen zu jener Zeit gerade enorm angeheizten Allgemeininteresse für Kometen zusammenhängen (1456: Halley'scher Komet, 1468 und 1477 jeweils ein weiterer).

1518: Albrecht Altdorfer

Neben Wolf Huber Hauptmeister der Donauschule, führte der deutsche Maler, Kupferstecher und Baumeister (Schöpfer des aufgrund seiner dramatisch-manieristischen Szenenbilder berühmten 14-teiligen Sebastianaltars/ Gemäldegalerie Stift St. Florian) 1518 in der ersten Kapelle des Hagen, der sogenannten „Gutskapelle“, annähernd zeitgleich einen neuen Altarteil aus.

Der Auftrag an den großen Renaissancekünstler muss durch Wolfgang II. Hohenfurter ergangen sein, welcher Hagen von 1507 bis 1522 gemeinsam mit seinem Neffen Bernhard Hohenfurter innehatte.

1571: Der „Zippel“

Der Zilpolz-Ofen, von Schlosseigner Josef Weingärtner liebevoll *Zippel* genannt, soll nach Augenzeugenberichten der prächtigste im Hagen'schen Herrschaftssitz gewesen sein; fast bis zur Decke aufragend, mit reichem Dekor und Figuralschmuck in Buntglasur, wurde er von Experten dem 16. Jahrhundert zugeordnet, jenem Zeitraum, in welchem der Schlossbau aufgezogen worden war.

Paul Zilpolz, Zechmeister der Linzer Hafner, erwähnt 1568 bis 1592, gilt als der wichtigste österreichische Hafnermeister der Renaissance. Ruhm weit über Heimatgrenzen hinaus verschaffte ihm insbesondere die Großkeramik im Ofenbau. Zeugnisse seiner Meisterschaft sind – neben dem fotografisch nicht mehr belegbaren „Zippel“ – u. a. der Renaissanceofen im Prälatensaal des Wiener Landhauses, jener (ins Schloss Laxenburg bei Wien gelangte) aus dem Stift Wilhering, sowie jener, als dem Hagen'schen *sehr ähnlich* beschriebene, im Schloss Eferding (Abbildung).

1586: Hans Zürn d. Ä.

Kein Geringerer als Hans Zürn d. Ältere (ca. 1555 bis 1631), Stammvater der berühmten oberschwäbischen Bildhauer- und Künstlerdynastie, schuf 1586 im Auftrag des damaligen Hagen-Besitzers Stephan Engel von Wagrain eine Engelsdarstellung für die Schlosskapelle sowie wahrscheinlich mehrere andere

Heiligenfiguren (hl. Stefan, Madonnenstatue usw.).

Seit 1582 Bürger und Bildhauermeister in Bad Waldsee, fertigte Hans Zürn d. Ä. anno 1624 auch den Hochaltar der dortigen Frauenbergkapelle.

1612 und 1626: Johannes Kepler

1612, kurz nach der Übersiedlung von Prag[6] in die oö. Metropole, wo er als Landschaftsmathematiker der Stände des Erzherzogtums ob der Enns rund 14 Jahre hindurch verblieb, muss der astronomische Genius aus deutschen Landen über vermutlich religionsspezifische Beziehungen zu lutherischen Adeligen mit Schlosseignerin Barbara Bischoff (geborene Khueperger, verwitwete Engl von Wagrain) bekannt geworden sein, denn diese überließ ihm für seinen ersten Hausstand – im Linzer Schulgebäude – Kasten, Truhe und einige weitere Möbelstücke. Das Mobiliar aus dem Hagen verwendete der Entdecker der bahnbrechenden Planetenbewegungsgesetze dann auch in seinem zweiten Quartier im Weingarten/Hirschgasse. Die dritte und letzte Linzer Bleibe (Altstadt/Rat-

[6] Noch vor Abschluss des Theologie-, Mathematik und Astronomiestudiums in Tübingen hatte Kepler die Stelle als Professor sowie Landschaftsmathematiker an der protestantischen Stiftschule Graz übernommen. Die Zwänge der Gegenreformation führten ihn anschließend in die Goldene Stadt, wo er von 1600 bis 1612 kaiserlicher Hofmathematiker war.

hausgasse 5) erwähnt die Chronik erst 1626.

Als Kepler im November selbigen Jahres die oö. Landeshauptstadt der Religion halber mit Frau und Kindern für immer in Richtung Deutschland verlassen musste, war es *Barbara Bischoffs Schwiegersohn Jobst Schmidtauer d. J. von Oberwallsee,* der ihm *ein Weggeld in unbekannter Höhe mitgab.*

Um 1700: Der Bildhauer Johann Baptist Spaz d. J.

Nach Aussage Josef Weingärtners stammten zumindest die fünf (in den letzten Jahrzehnten zu Torsi verstümmelten) Sandsteinplastiken im Hagen'schen Schlosspark sowie ein Wasserspeier in Froschgestalt von Johann Baptist Spaz d. J., Mitglied der renommierten oberitalienischen Künstler-, Bildhauer und Stuckateurfamilie Spaz.

Ob der Qualität und immensen Dichte ihrer Produktion auch in Niederösterreich genoss die Linzer Spaz-Werkstätte weitum hohes Ansehen, und es entstand sogar eine Werkstattgemeinschaft mit dem lombardischen Künstler Giovanni Battista Matza.

26. Oktober 1724: Der Infant von Portugal zu Gast im Hagen

Ende Oktober 1724 ließ Graf Christoph Wilhelm von Thürheim seinen Sohn brieflich wissen, dass Gräfin H. Maria Josepha von Salburg den in Linz weilenden Infanten von Portugal am 26. Oktober *mittags* und *abends* samt Entourage auf *ihr Gut,* den *Haggen,* geladen habe. Bereits am 18. 10. hatte der Graf den Infanten zu Graf Anton Weißenwolff nach Steyregg begleitet.

Infant war der Titel des spanischen und portugiesischen königlichen Prinzen. Es handelte sich wohl um Joseph I. von Portugal, den Sohn von König Johann V. aus dem Haus Braganza [welcher seinem Vater Peter II. 1706 in der Regierung folgte und mit Maria Anna, der Tochter Leopolds I. von Österreich, vermählt war].

Gräfin Herula Maria Josepha von Salburg (*9. Dezember 1676) schien seit 1721 in der Herrschaft Hagen auf. Sie war die Tochter des Grafen Johann Ferdinand von Salburg und der Maria Herula Isabella Eusebia, geb. Freiin von Fünfkirchen, zu Steinabrunn und Matzen. Maria Josepha verstarb am 12. April 1725 *ledigen Standes* und fand wie manch andere prominente Persönlichkeit aus dem Hagen in der Linzer Stadtpfarrkirche ihre letzte irdische Ruhestätte.

1732: Fürsterzbischof Leopold von Firmian

Zu den besonders festlichen Anlässen im Hagen zählte u. a. der einwöchige Aufenthalt des Salzburger Fürsterzbischofs Leopold von Firmian, der 1732 mit ansehnlichem Hofstaat zur Erbhuldigung für den im Linzer Schloss residierenden Kaiser Karl VI. nach Linz gereist war. Firmian, als sehr intelligent, gebildet und redegewandt beschrieben, wurde nachgesagt, er liebe *ein gutes Glas Wein* und fände in der Jagd sein größtes Vergnügen. Die noble Logis im Hagen ließ sich der adelige Würdenträger eine stattliche Summe Geldes kosten. Dies scheint ihm der dort gebotene höchstmögliche Standard wert gewesen zu sein. *Er war es der Bedeutung der eigenen Person bzw. seiner weltlichen und kirchlichen Doppelfunktion als Fürst und Erzbischof schuldig, ein so außergewöhnliches und exquisites Domizil zu beziehen,* verrät die Chronik. Weiter berichtet sie, dass Firmian zweimal gemeinsam mit Schlosseigner Graf Nicklas von Clam zur vollsten Zufriedenheit nachtmahlte und sich bei der Meierin zum Dank prompt *mit einem Goldstück* revanchierte.

Anekdotisch wird erzählt, der Bischof hätte zwischendurch in der Clamschen *Gutschi* (= Kutsche), als Weidmann gewandet, einen Ausflug nach Linz unternommen und sei dort von Graf Nicklas als dessen *Jäger* vorgestellt worden. Hintergrund des Inkognito-Aufzugs: Firmians zum damaligen Zeitpunkt wenig positives öffentliches Image im Zusammenhang mit dem von ihm erlassenen Emigrationspatent, welches die Ausweisung der Salzburger Protestanten verfügte.

1762: Die Mozarts in Linz und im Hagen

Während der ersten Konzertreise (nach München und dann über Passau nach Wien) hatte das sechseinhalbjährige Wunderkind W. A. Mozart zusammen mit Schwester Nannerl und den Eltern von 26. September bis 4. Oktober 1762 einen ausgiebigen Zwischenstopp in Linz absolviert. Wie das Schlossarchiv vermerkt, weilte die Familie bei dieser Gelegenheit auf Einladung von Besitzer Graf Heinrich Maximilian v. Starhemberg sowie des Bräumeisters[7] Matthias Leeb am 1. Oktober im Hagen und wurde dort, unter anderem mit einer alten Notenschrift, *reich beschenkt.*

[7] 1609, also rund ein Vierteljahrhundert nach dem Schlossausbau, zum Edelmannsitz erhoben, hatte die Herrschaft Hagen vermutlich vom 15. Jh. bis zum Jahr 1907 auch eine eigene Brauerei unterhalten.

1825: Franz Schuberts *Vorstellung*

Für die zweite Hälfte des Jahres 1825 registrierte das Schlossarchiv den Besuch sowie eine, der Art nach nicht näher bezeichnete, *Vorstellung* Franz Schuberts – beides zustande gekommen auf Initiative von Fürst Johann Heinrich v. Starhemberg, Eigner des Hagen zwischen 1791 und 1857.

Der Liederfürst hatte im genannten Jahr gemeinsam mit Johann Michael Vogl sechs Monate hindurch Oberösterreich und Salzburg bereist, visitierte dabei auch Schloss Ebenzweier in Altmünster, außerdem Verwandte der ihm überaus freundschaftlich verbundenen Familie von Spaun in Gmunden bzw. Linz und leistete unter anderem der Einladung von Gräfin Weißenwolff nach dem Schloss Steyregg Folge.

1848 bis ca. 1865: Der Hagen als Freizeitdomizil und Inspirationsquell Adalbert Stifters

Am 6. Mai 1848 übersiedelte Adalbert Stifter (1805–1868) endgültig nach Linz, um seinen Dienst als Landesschulinspektor, Schulrat und OÖ. Landeskonservator, mit Amtszimmer im Landhaus, anzutreten. Linz blieb sein Dauerwohnsitz, in den letzten, von Krankheit überschatteten Lebensjahren gesellten sich „Ausweichquartiere" (Kirchschlag) hinzu. Fürst Johann Heinrich von Starhemberg hatte ihm bereits ab dem Umzug nach Linz im Hagen ein möbliertes Gemach für Kurzerholungsaufenthalte zur Verfügung gestellt. *Mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, dass Stifter zunächst eines der Zimmer im Gästetrakt bewohnte,* was sich auch aus stark übereinstimmenden Detail-Beschreibungen im „Nachsommer" *herauslesen ließe.* Das zweite „Stifterzimmer", u. a. mit dem von Maria Anna Stöger (Hagen-Besitzerin 1892 bis zu ihrem Tod 1896) ersteigerten Mobiliar aus des Dichters Wohnhaus an der Donaulände, wurde 1949 auf Betreiben des Malers Rudolf Steinbüchler (s. u.) unter Denkmalschutz gestellt. Die in den 1950er-Jahren noch vorhandenen Möbelstücke gelangten an das Land OÖ und schließlich als Leihgabe an das Linzer StifterHaus, Adalbert-Stifter-Platz 1.

Stifters Bekanntschaft mit Angehörigen der Familie Starhemberg soll in

einem Wiener Literaturzirkel angebahnt worden sein. Vermutlich handelte es sich um jenen der Fürstin Schwarzenberg, welche allgemein als Urbild der verwitweten Fürstin im „Nachsommer" favorisiert wird. Obige Fakten und sonstige, erstaunliche Anklänge geben der Überlegung, dass den im „Nachsommer" geschilderten Einzelheiten die Situation im Hagen umfänglich Pate stand, nachhaltig Nahrung. Interieur und Ambiente müssen Stifter tief beeindruckt haben. Frappant ähnlich charakterisiert er die vornehme Eleganz der Räumlichkeiten und Einrichtungsgegenstände, sogar die Anordnung der Zimmer, Archiv, Säle, Herrschafts- und Gästetrakt/Gästezimmer, Gemälde, Figuren und ebenso das Umfeld mit Meierhof, Gewächshaus, Nebengebäuden, Wegen oder das Kreuz zwischen den Feldern finden ihre Parallelen im Hagen. Selbst eher Banales, scheinbar Nebensächlicheres, weckt die Erinnerung an den Hagen, so z. B. die Beschreibung vom Kirschbaum auf dem *Rait* (im Hagen „Rain"-)Hügel mit umlaufendem Bänkchen, die *Felderrast* (im Hagen „Feldrast") oder der Blick auf das Gebirgspanorama vom *Raithügel* aus (im Hagen bis zum Traunstein reichend).

Indirekte Anknüpfungspunkte zu dieser Herrschaft stellt Stifters „Witiko" her, waren doch Vertreter aus dem Geschlecht der Witigonen (die Edlen von Neuhaus, Rosenberg), der Grafen von Schaunberg und der Hochfreien von Lengenbach, welche der Dichter hervorhebt, durch eheliche Bande mit Besitzern des Hagen in Erscheinung getreten. Die Wappenwand der Schlosskapelle Hagen, die Lanzenspitze aus den Kreuzzügen, Fresken, Ritterrüstungen etc. mögen Stifter auch hier durchaus Anregung und Inspiration geboten haben.

Ca. 1936 bis 1961: Rudolf Steinbüchler und der „Linzer Kunstkreis"

Von etwa 1936 bis 1960/61 lebte und arbeitete der akademische Maler Prof. Rudolf Steinbüchler (1901–1985) im Schloss Hagen, wo er anfangs den Steinernen Saal als Atelier und ein Schlafgemach, ab 1954 einen zusätzlichen Raum angemietet hatte. Er zog Träger des Linzer Kunstkreises der 1930er- und 1940er-Jahre ins Schloss, so den Dichter Richard Billinger, den Chef der Linzer Puppenspiele und Literaturprofessor am Brucknerkonservatorium Franz Pühringer, die Autorin und Grande Dame der Linzer Schauspielszene Eva Petrus-Pekny, die Schauspieler Prof. Romuald

Pekny und Prof. Hubert Mann, den Restaurator Prof. Berger und dessen Gattin Annemarie, Magistratsdirektor Dr. Egon Oberhuber, u. v. m.

Erreichte Steinbüchler die geschlossene Bewahrung des Stifter-Möbel-Ensembles, so erwies sich sein Einsatz für den Erhalt des Herrschaftssitzes letztlich als leider fruchtlos. Verdienstvoll hatte er, unterstützt von Anrainern, Mitbewohnern und historisch Engagierten, für dieses Ziel gekämpft, u. a. mit Unterschriftensammlung und der fotografischen Dokumentation des relativ guten baulichen Gesamtzustands nach der 1954 beendeten Innenbereichsanierung. Memorierend Bezug auf Steinbüchlers „Ringen um den Hagen" nahm Univ.-Prof. HR Dr. Ernst Burgstaller in seinem berührenden, in freien Rhythmen verfassten Klagegedicht *Ein Haken, an dem Vieles hing: … Und dann das Aus, nachdem es zum Großteil renoviert, wie der Schlossmaler tat kund, den es inspiriert, der es geliebt und den Abriß nicht verkraftete bis zu seiner letzten Stund'*.[8]

und Ton- bzw. Terrakotta-Arbeiten wie die Heilige Familie, hl. Josef mit Schutzmantel oder die Erschaffung der Welt mit Sündenfall, ca. 1960. Einen stilistisch ganz eigenen Stempel drückte der 1989 zum Konsulent für Volksbildung und Heimatpflege ernannte, seit Langem in

1951 bis 1961: Robert Himmelbauer

Ab 1951 war der Schloss-Meierhof für zehn Jahre auch Wohn- und Wirkungsstätte des aus Unterweißenbach im Mühlviertel stammenden Bildhauers und Holzschnitzers Robert Himmelbauer. Von der Schönheit des Schlosses, seiner Architektur und des Interieurs angeregt, beschäftigte er sich intensiv mit Grafik, Malerei, antiker Kunst, Steinplastik, Holzskulptur, Restaurierung sowie Vergoldung. Während der Hagener Zeit entstanden u. a. Krippen, Reliefs

[8] Kurz vor dem Abriss im Juni 1963 verließ Rudolf Steinbüchler gezwungenermaßen seinen Wirkungsort, zog nach Eferding und stellte das Malen ein. Unter anderem Mitglied der Wiener und der Münchner Secession, des Künstlerhauses Wien sowie der Künstlervereinigung MAERZ, besuchte Steinbüchler ab 1921 die Linzer Malschule bei Matthias May. Von 1926 bis 1933 studierte er Freskomalerei an der Akademie der bildenden Künste München bei Franz Klemmer, Ludwig von Herterich, Angelo Jank und Max Doerner.
Besondere Wertschätzung erfuhr Steinbüchler als Freskenmaler; siehe Stadtturm Vöcklabruck, Spital der Barmherzigen Brüder Linz, ehem. Linzer Bahnhofshalle, Bezirkshauptmannschaft Grieskirchen, Tapisserie-Entwürfe für das Foyer der Linzer Kammerspiele, u. a.

Hirschbach/Mkr.[9] lebende Künstler seinen sanftfärbig-goldverzierten Tonkrippenblöcken auf, wozu auch die „lachenden Schafe“ gehören.

Als Vertreter Österreichs beschickte Robert Himmelbauer internationale Krippenausstellungen in den Gewölben der Arena von Verona sowie in Mailand; vom überregionalen Rang seines Schaffens zeugt nicht zuletzt die Teilnahme am Weltkongress der Krippenbauer in Köln 1999/2000.

[9] Als die Gemeinde Hirschbach zwecks Errichtung eines Heimat- und Bauernmöbelmuseums 1990 die Edlmühle erwarb, öffnete dies für Himmelbauer ein neues, vielschichtiges Betätigungsfeld.

Zur These von der Wandersage in der Kleindenkmal-Forschung

Von Elisabeth Schiffkorn

Der Begriff Sage geht auf die Brüder Grimm zurück (Deutsches Wörterbuch, Band XIV, 1854) und wurde erst im Laufe der Zeit in die Umgangssprache aufgenommen. Zu einer einheitlichen Definition konnte sich die Sagenforschung bis jetzt nicht durchringen. Auf Wikipedia lautet die Eintragung: „Die Sage (v. ahd. saga, Gesagtes; Prägung durch die Brüder Grimm) ist eine zunächst auf mündlicher Überlieferung basierende kurze Erzählung von unglaubhaften, fantastischen Ereignissen, die aber als Wahrheitsbericht aufgebaut ist oder auf tatsächlichen Begebenheiten beruht."

Ebenso ist der Begriff Wandersage nicht eindeutig festgelegt und wird von den jeweiligen Forscherpersönlichkeiten unterschiedlich definiert. Zum Beispiel merkt Leander Petzoldt in seiner „Einführung in die Sagenforschung" an: „Die Strukturtypen dieser Sagen sind beliebig austauschbar. Die Zahl der Motive ist beschränkt, und selbst wenn eine Lokalsage den Anschein erweckt, sie könne sich nur an diesem Ort so zugetragen haben, weil die oikotypischen Details so stimmig sind, handelt es sich doch in den meisten Fällen um eine Wandersage (Migratory legend), die auf diesen Ort übertragen und mit diesem Ereignis verbunden wurde." Und an weiterer Stelle zum Begriff Wandersage: „Eine Erzählung oder ein Motiv, die oder das bei verschiedenen Völkern erzählt und dort mit oikotypischen Zügen versehen wird."

Diese Lehrmeinung über Sagen, die von einem Ort zum andern wandern, kann dazu verführen, eine lokale Sage als belanglos, phantastisch, gar unsinnig und damit wertlos bei der Erfassung von Kleindenkmälern einzustufen, wenn eine ähnliche Erzählung im Nachbarort oder gar mehrfach in der Region überliefert ist. Und gerade über Kleindenkmäler sind viele Sagen vorhanden, sie bilden in einer regionalen Gesamtschau oft eine ganz typische Sagenlandschaft.

Das „dichterische Vermögen des Volksgemüthes"

Entgegen der Grimm'schen Definition von Sage als „Kunde von Ereignissen der Vergangenheit, welche einer historischen Beglaubigung entbehrt" kann daher der Versuch, einer historischen Beglaubigung nachzukommen, vor Ort zu verwertbaren Erkenntnissen führen. Dabei ist ein wesentlicher Aspekt die Berücksichtigung der Grimm'schen Definition der Sage als „naive Geschichtserzählung und Überlieferung, die bei ihrer Wanderung von Geschlecht zu Geschlecht durch das dichterische Vermögen des Volksgemüthes umgestaltet wurde". Oft ist das Ergebnis einer solchen Recherche, dass nicht das „dichterische Vermögen" diese Umgestaltung herbeiführte, sondern ein Nichtverste-

Die Kirche hätte weiter unten am Hang gebaut werden sollen. Auch das ist ungewöhnlich, die Kirchen dieser Bauperiode wurden meist auf den Anhöhen errichtet. *Foto: Elisabeth Schiffkorn*

hen späterer Generationen, die das Gehörte im Detail nicht mehr verstanden, dem Sinn nach aber richtig weitergaben. Allmählich war die Kenntnis der Bedeutung von Begriffen, brauchtümlichen Handlungen oder Rechtsnormen verloren gegangen, die den Altvorderen noch selbstverständlich waren.

Beispiele einer Wanderung „von Geschlecht zu Geschlecht" sind Kirchengründungssagen, die sich auf weisende Tiere oder vertragenes Baumaterial berufen. Im Band „1100 Jahre Niederwaldkirchen 890 – 1990. Festschrift zur 1100-Jahr-Feier der Pfarre Niederwaldkirchen" finden sich über die Errichtung der Kirche gleich zwei Sagenfassungen, sozusagen eine teuflische und eine christliche:

„Hier muss auch noch eine alte Überlieferung, die als Volkssage mündlich weitergegeben wird, erwähnt werden: Als der Kirchenbau begann, wollte man die Kirche an der Spitze des Kiebühels errichten und trug dort die Steine zusammen. Da wäre wohl die dortige Quelle in das Innere der Kirche gekommen. Als alles vorbereitet war, kam nachts der Teufel und schleppte alle Steine wieder auf den halben Hang hinunter. Morgens entdeckte man das und begann daher wieder alles hinaufzutragen. Aber in der nächsten Nacht geschah dasselbe, und als sich das Ganze ein drittes Mal wiederholte, gab man nach und baute die Kirche eben am Hang. So weit die Sage. Tatsächlich entspringt am Kiebühel eine Quelle, die immerhin so weit ergiebig gewesen sein muss, dass man damit den Brunnen im Pfarrhof gegenüber dem Eingang speisen und auch den Stall im Pfarrhof versorgen konnte (zumindest 1735). Eine mögliche Deutung dieser Überlieferung wäre, dass der Hügel eben Kie-bühl heißt, was dem Sprachgebrauch zufolge wohl aus Kir-bühl kommt. Erst später wurde das umgedeutet auf Kirch-bühel. Kir aber ist im Germanischen ein heiliger Bezirk. Vielleicht haben die (noch) heidnischen Mitbürger eben im Kir keine christliche Kirche dulden wollen (heidnisch = teuflisch!)."

Als zweite, christliche Version hält Pfarrer Karl Geiß fest:

„Es mag manchen gestört haben, dass der Teufel so indirekt den Bauplatz der Kirche bestimmt habe, und so gibt es auch eine christliche Form obiger Legende. So wurde sie von einer alten Lehrerin erzählt:

Am Kirchbühl, genauer in der Feucht, stand einst eine kleine Marienkapelle. Das Marienbild sollte in die neue Kirche kommen, aber es verschwand in der Nacht und wurde am nächsten Tag von einem Hirtenknaben im Gestrüpp am halben Hang aufgefunden. Man veranstaltete eine feierliche Prozession, um es zur Kapelle zurückzutragen. Als das Bild ein zweites und drittes Mal verschwunden war, verstand man: Die Gottesmutter wolle am Hang und nicht auf dem Berg wohnen. Daher baute man die Kirche eben an dieser Stelle. Diese Erzählung weist auf eine alte Kapelle hin. Vielleicht handelt es sich um die alte Klosterzelle der St. Emmeramer Mönche. Der Ausdruck ‚in der Feucht' würde auf ein Fichtenwäldchen hinweisen. Das würde den Namen Waldkirchen viel besser erklären als der allgemeine Ausdruck Im Nordwald oder der Gegensatz zu Feldkirchen. Übrigens heißt der nächste Hof nach Süden der Feichtner. Für Nassgebiet ist der Name Quaset überliefert, in Wolkersdorf Nr. 9 und 10. Natürlich

Der Barockbrunnen im Hof des Pfarrhofes von Niederwaldkirchen. *Foto: Elisabeth Schiffkorn*

kann man auch in beiden Fassungen nur den Versuch sehen, die ungewöhnliche Lage mitten am Hang zu erklären."

Friedrich Kitzberger, Gemeindearzt von Niederwaldkirchen: „Bei fast jeder Marienkirche befindet sich eine Wasserquelle, der barocke Brunnen im Hof des Pfarrhofes war halb verfallen, ich ließ ihn vor zwanzig Jahren restaurieren, ob es der Brunnen aus der Sage ist, wissen wir nicht mit Sicherheit."

Die Kirche in Niederwaldkirchen geht auf eine Schenkung Eppos von Windberg an das Stift St. Florian aus dem Jahr 1108 zurück, durch die das Stift in den Besitz vieler Pfarren im Mühlviertel kam. Die Kirchengründung von Helfenberg war daher ebenfalls durch diese Schenkung Eppos an das Augustiner-Chorherren-Stift möglich. Die Helfenberger Gründungssage lautet ähnlich: „Die Kirche war dort geplant, wo jetzt auf der Höhe die große Linde steht. Jedes Mal, wenn aber die Steine und Hölzer zum Bau zusammengebracht waren, rutschten sie über Nacht den Hügel hinab, so wusste man, wohin man die Kirche nach Gottes Willen bauen sollte." (Adalbert Depiny, OÖ. Sagenbuch)

Vor dieser Landnahme durch bayrische Adelige ist bereits eine Besiedelung durch bayrische Einwanderer um 890 nachgewiesen, es ist also anzunehmen, dass Andachtsstätten schon früher errichtet worden waren, größere Kirchen eher erst bei dieser letzten Missionie-

rungswelle, daher dürften die beschriebenen Sabotageakte im 12. Jahrhundert stattgefunden haben – zumindest der Sage nach.

Berichte über frühe Kirchengründungen?

Im Sagenbuch Depinys finden sich im Abschnitt A. „Volksglaube, Wundersame Geschichten, von Orten und Sachen" unter Punkt 1. „Gründungen und Stiftungen auf himmlische Weisung" im Abschnitt „Baustoff vertragen" 24 Sagen, davon überdurchschnittlich viele Gründungslegenden aus dem Mühlviertel, von 1917 bis 1932 zusammengetragen, u. a. folgende:

„Die Kirche von Rohrbach war beim Deweil zwischen Rohrbach und Gollner geplant; weil man morgens das ‚Zeug' aber immer wieder an der jetzigen Stelle der Kirche fand, baute man sie schließlich dahin."

„Die Pfarrkirche von Peilstein wurde zuerst auf dem Bergrücken zwischen Kirchbach und Marktschlag zu bauen begonnen. In der Nacht brachten aber unsichtbare Hände das Baumaterial an den Platz, wo die Kirche jetzt steht, daher baute man dort weiter."

„Die Grünbacher wollten ihre Kirche jenseits des Lichtenauerberges erbauen, am Morgen lag aber Baumaterial an der jetzigen Stelle der Kirche. Genauso ging es den Leuten in St. Oswald bei Freistadt, sie hatten die Kirche dorthin bauen wollen, wo jetzt das Zeughaus der Feuerwehr steht."

Die oikotypischen Ausformungen verstellen ein wenig den Blick auf die Tatsache, dass auch diese Kirchengründungen sehr früh erfolgten. In knapper Sprache werden in diesen Sagen Ereignisse geschildert, die lediglich beim Zeughaus der Feuerwehr ein wenig das „dichterische Vermögen des Volksgemüthes" anklingen lassen.

Die Kirche in Niederwaldkirchen war das pfarrliche Zentrum der Rodung weiter Teile des Mühlviertels durch das Stift St. Florian, neben Helfenberg u. a. Kleinzell, St. Johann, St. Stephan oder St. Veit. Die Stiftung Ulrichs von Wilhering und seiner Gemahlin Ottilie ermöglichte die planmäßige Rodung innerhalb einer weiteren Altpfarre, nämlich der Gramastettener, die von der Großen Rodl bis zum Haselgraben reichte. Thomas Schwierz: „Ulrich und Ottilie von Wilhering gründeten 1110 die Pfarre Gramastetten als Weltpriesterpfarre des Bistums Passau. Das Stift gab es damals noch nicht. Dieses wurde aufgrund einer Stiftung der Söhne des Gründerehepaares, nämlich Ulrich und Cholo, 1146 gegründet. Gramastetten wurde erst 1240 Stiftspfarrre durch eine Schenkung des babenbergischen Landesherren Friedrich II."

Die Gründung der im Jahr 1111 errichteten Pfarrkirche von Gramastetten (die erste Kirche wurde 1110 konsekriert) geht in der Sage auf „weisende Tiere" zurück: „An der Straße nach Gramastetten befindet sich in Lichtenberg auf einer Anhöhe links vor dem Gasthaus „Holzpoldl" das Bauerngut ‚der große Oagner'. Zwei Felder, die dazugehören, heißen Freithof und Kanzel. Hier wollte man das Gotteshaus von Gramastetten erbauen und hatte schon den Friedhof und einen Teil der Kirche fertig. Vollenden aber ließ sich der Bau nicht. Was man bei Tag herbeischaffte, verschwand über Nacht. Durch eine Eingebung Gottes kam man darauf, zwei Ochsen aus-

zulassen, um die Stelle zu erfahren, wohin die Kirche gebaut werden sollte. Die Ochsen liefen und liefen, bis sie endlich auf einer ‚Bramagstetten' im Brombeergebüsch stecken blieben. Dort begann man zu bauen. Der neu entstandene Ort erhielt den Namen Bramagstetten, später wurde Gramastetten daraus." (OÖ. Sagenbuch)

Thomas Schwierz: „Die auf Grimhard zurückgehende Siedlung Gramastetten bestand schon etwa 100 Jahre vor dem Kirchenbau. Von einer ‚Erbauung' von Gramastetten im Gemeindegebiet von Lichtenberg beim Holzpoldl kann daher keine Rede sein." Doch die Kirche von Gramastetten weist eine Parallele zu jener in Niederwaldkirchen auf, nämlich einen Brunnen: „An der tiefsten Stelle des Turmes unter dem sogenannten Glockenwinkel (Seitenkapelle) befindet sich ein abgeschlossener Raum, der nur von außen durch einen sehr engen Zugang erreicht werden kann. In diesem Raum tritt Wasser an die Oberfläche. Es handelt sich um einen artesischen Brunnen, der aus dem Gramastettner Quellgebiet über eine Ader gespeist wird. Die Quellschüttung ist allerdings sehr gering, sodass sich eine Nutzung des Wassers nicht lohnt. Bemerkenswert erscheint jedoch, dass der Turm Ende des 14. Jahrhunderts exakt über dieser Quelle erbaut und ein Raum für das Wasser geschaffen wurde."

Pfarrer P. Reinhold Dessl: „Wir kennen den Quellbrunnen. Funktion hat er keine; ob er früher eine hatte, wissen wir nicht; ein Brunnen, der den Stall versorgte, befindet sich im Hof des Pfarrhauses."

Wann genau die christlichen Einwanderer den alten Glauben der Alteingesessenen erfolgreich zu verdrängen begannen, ist nicht feststellbar, doch ging dieser Prozess vermutlich langsam und nicht ohne Widerstand vor sich. Ein artesischer Brunnen, der aus dem Erdinneren, also durch eine geheimnisvolle Kraft, gespeist wird – nichts spricht ge-

Der Brunnen der Kirche von Gramastetten wird vom Kriegerdenkmal überragt. Fotos: Elisabeth Schiffkorn

gen die Annahme, dass dieser Köbrunn (Quellbrunnen) den Nachkommen Grimhards heilig und ein Kirchenbau an dieser markanten Stelle von Gramastetten unerwünscht war. Thomas Schwierz: „Gramastetten wurde als geplante Siedlung (-stetten im Plural) um 1000 n. Chr. angelegt, wohl unter der Leitung Grimhards und im Auftrag der christlichen Herren von Wilhering. Ob es schon vorher heidnische Bewohner an diesem Ort gab, wissen wir nicht." Gesichert ist, die letzte Missionierung erfolgte von oben nach unten, weltliche Herrschaft und Kirche trieben gemeinsam Landnahme und Christianisierung voran: Eppo von Windberg finanzierte den Kirchenbau, und ein Einspruchsrecht der Anwohner, von denen wahrscheinlich die meisten noch keine rechtgläubigen Christen waren, gab es nicht. Warum sollten gescheite Kirchenmänner nicht auf die Idee verfallen, wachsenden Unmut durch eine „Weisung Gottes" zu beschwichtigen: Göttlicher Wille, der sich ganz real manifestierte, nämlich in einem Paar Ochsen?

Dass in Gramastetten der Kirchenbau laut Sage ohne weitere Sabotageakte gelang, ist vielleicht dieser „Eingebung Gottes" zu verdanken, denn Grundfesten oder Mauern pflegen in der Regel nicht von selbst „über Nacht" einzustürzen. Wenn Baumaterial durch Diebstahl verschwindet, ist das kein geheimnisvoller Vorgang, also kein Grund, in einer Sage von „Geschlecht zu Geschlecht" weitererzählt zu werden.

In vergleichbaren Sagen wird ausdrücklich auf die Thematik der Christianisierung eingegangen: „Als das Christentum in der Viechtau vordrang, wollte man eine christliche Kirche bauen. Man spannte ein paar Kühe vor einen Wagen, sie zogen ihn ohne Führung dorthin, wo jetzt die Kirche von Altmünster steht. Es heißt auch, dass man die Kirche dorthin bauen wollte, wo der Götze Erex stand. Die Stelle war aber nicht recht geeignet, deshalb begann man ein Stück abseits zu bauen, allein allnächtlich verschwand das über Tag aufgeführte Mauerwerk. Da spannte man zwei ungezähmte Stiere an einen Wagen und ließ sie gehen, wohin sie wollten. An der Stelle der jetzigen Pfarrkirche von Altmünster blieben sie stehen." (OÖ. Sagenbuch).

Warum sollten Sagen ähnlichen Inhalts, doch mit individueller Aussage, von einem Ort auf einen anderen übertragen worden sein? Auch in Altmünster ist eine vorchristliche Besiedelung nachgewiesen.

Die Qualität von Sagenvarianten

Wenn sich um einen Ort mehrere in ihrer Aussage gleichlautende Sagen ranken, kann dies hingegen ein Hinweis auf dessen Bedeutung für die Bewohner dieser Region sein, etwa, dass bereits über Jahrhunderte hindurch Heilung bei einer bestimmten Quelle gesucht wird. Über den Quellbrunn bei St. Margarethen an der Bundesstraße von Linz nach Wilhering werden folgende Sagenvarianten erzählt:

1. Räuber hatten die Tochter eines Linzer Bürgers in einer Höhle eingemauert, sie wurde gerettet, eine Quelle hatte sie am Leben erhalten. 2. Räuber fingen Frau und Sohn eines Ritters, sperrten diese in der Höhle ein und blendeten den Sohn. Die Mutter wusch seine Augen mit dem Wasser in der Höhle, er erlangte so unbemerkt sein Augenlicht

Das Wappenschild der Familie Ludwig Preller, die Stifter der barocken Kapelle und der Quellfassung von Maria Heilbrunn. *Foto: Elisabeth Schiffkorn*

Der Eingang zur Höhle oberhalb der Kapelle „Maria zum Heilbrunn“. *Foto: Elisabeth Schiffkorn*

wieder, konnte entkommen und der Ritter befreite die Gefangene.

3. Das jüngste Kind eines Linzer Stadtrichters ging im Kürnbergwald verloren, tagelanges Suchen war vergeblich, bis schließlich doch der Knabe wohlbehalten gefunden wurde. Dieser erzählte, eine wunderschöne Frau habe ihn versorgt, alle waren überzeugt, dies sei die Mutter Gottes selbst gewesen.

Eine Gemeinsamkeit weisen alle Fassungen auf: Sie erzählen vom heilsamen Wasser, das einer Höhle entspringt und Leben rettet. Die letzte Variante kann als Bericht über die Übernahme in die christliche Glaubenswelt aufgefasst werden, der Auftritt der hl. Maria weist darauf hin. Auch heute noch holen sich Menschen aus der im Jahr 1665 mit einer barocken Kapelle überbauten Quelle das als heilsam geltende Wasser. Diese Kapelle „Maria zum Heilbrunn" gehört zum Ensemble des Wallfahrtsortes St. Margarethen, die in den Sagen mehrfach beschriebene Höhle befindet sich hinter dem Gebäude in der Felswand. Fest steht: Die in den Sagen genannte Quelle und die Höhle existieren.

Kollektive Erinnerung

Sagen können als kollektives Gedächtnis der Menschen interpretiert werden, das die Erinnerung an das Geschehen um einen bestimmten Ort wach hält. Die Sage vom Stillen Stein bei Grein erzählt eine auf den ersten Blick phantastische Geschichte: Eine arme Witwe hauste allein mit ihrem Töchterchen in einer alten Mühle. „Da ward die Müllerin krank und mit der Krankheit zog Elend und Not in das Gehöft ein." Ein alter Mann berichtet von heilkräftigen Kräutern, „die blühen sollten am Wasserfall, weit drinnen in der Schlucht des Gießenbaches":

„Bei Mondenschein musst du sie brocken,
Bei Mondenschein musst du sie fah'n.
Wo 's Wasser brodelt und brauset,
Wohl über den höchsten Stoan."

In der nächsten Vollmondnacht macht sich das Mädchen auf zum brodelnden und brausenden Wasser, steht plötzlich vor einer Felsenwand. „Da oben muss es blühen, das heilkräftige Kraut!" Ein graues Männlein zupft das Mädchen am Röcklein. Voll Grauen starrt das Mädchen die Gestalt an. Das Männlein gewinnt das Vertrauen des Mädchens, dieses erzählt von der Wunderpflanze, der Alte nickt freundlich: „Sollst sie haben. Komm mit, komm mit!"

„Und er zog es durch eine Spalte der Felsenwand, die weitete sich wie die Hallen einer Kirche. Glänzendes Gestein gleißte von den Wänden, fremdartige Blütendolden hingen von wachsartigen Gesträuchen …"

Karl Hohensinner: „Diese Sage war mir lange Zeit unverständlich, bis im Frühjahr 2011 ein Beitrag von Reinhard Koch im Grein TV über die Höhle in der Stillensteinklamm gezeigt wurde. Tatsächlich kann man durch einen Felsspalt in die Höhle gelangen, die der Höhe nach einer kleineren Kirche vergleichbar ist. Die feucht glänzenden Wände haben eigenartige Formen und Farben, sodass man den Raum bei der Beleuchtung früherer Zeit, etwa einem Kienspan, und angeregter Fantasie durchaus wie in der Sage beschrieben wahrnehmen kann. Die etwa 100 m lange Höhle hat auch einen Ausgang, solche Höhlen sind im Granitgestein des Mühlviertels äußerst selten. Sie ist begehbar, kann also in

frühgeschichtlicher Zeit für Rituale verwendet worden sein."

Folgt man der Dramaturgie der Sage, hier in gekürzter Fassung, dienten diese Rituale der Heilung. Nach Eintritt in die Halle tat sich dem Mädchen eine eindrucksvolle Welt auf: „Bunte Vögel umflatterten einen Thron, darauf ein schönes Weib saß und gar hold zu lächeln wusste. Vor dieses führte das Männchen die Kleine. Und die holde Frau nahm das Mädchen bei seinen zerschundenen Händen und mit gar lieber Stimme sprach sie: ‚Bleib da, mein Kind, bleib da!' Da brach das Mädchen in Tränen aus." Sie wollte nimmermehr das Mütterlein verlassen, und der Alte führte es wieder hinaus aus der glänzenden Halle. „Nun brach das Männlein ein seltsames Kraut vom Felsen und legte es ihr in das Körbchen." Zurückgekehrt fand es seine Mutter gesund. „Viele wandern seither im Mondenscheine und zu allen Tagesstunden durch die Gießenbachschlucht; aber der Zauberfels bleibt verschlossen …"

Entkleidet der zeittypischen literarischen Ausformung dieser Sagenversion von Josef Petschan aus dem Jahr 1929, bleibt ein nüchterner Tatsachenbericht: Eine Kranke erfährt von einem Besucher von einer erfolgreichen Heilmethode, nämlich einem Heilkraut, das in einer bestimmten Arztpraxis erhältlich ist. Dieser erklärt ihrer Tochter den Weg und die Öffnungszeiten. Der Helfer der Heilerin bittet sie in den Behandlungsraum und händigt ihr später das Heilmittel aus.

Eine Höhle wird in der Mythologie gleichgesetzt mit dem Mutterschoß. Der Durchschlupfstein in St. Thomas am Blasenstein wird heute noch als Heilmöglichkeit bei Rückenleiden angesehen, das Weh wird am Stein abgestreift. Das Durchschliefen erinnert aber auch an einen Geburtsakt: Die Kranken erreichen quasi neugeboren die andere Seite des Steines – oder auch den Ausgang der Höhle. Das in der Sage geschilderte Szenario ist vorstellbar. Bei Mondschein treten die Heilungssuchenden ihren Weg an. Sie treten in die dunkle Höhle ein, stehen vor der mächtigen Heilerin und beim Verlassen der Höhle treten sie den Weg in die Gesundheit an. Die Vorstellung einer derartigen Wiedergeburt könnte auch diese Höhle vermitteln haben. Der Ort der Heilung geriet in Vergessenheit, die Kenntnis der Heilkräuter ging verloren. Ist es die Symbolsprache der Sage, die uns unwissenden Nachkommen dies in der Formulierung mitteilt: „… der Zauberfels bleibt verschlossen …"(?)

Im Bericht einer Heilung aus dem Mühlviertel spielt der Mond ebenso eine zentrale Rolle. Eine Bewohnerin Bad Mühllackens erzählte mir von einer bekannten Naturheilerin, die während ihrer Kur eine große Warze loswerden wollte. Entsprechend dem Rat der alten Schlagerwirtin stellte sie sich in einer Vollmondnacht ins Bett des Pesenbaches – angeblich mit Erfolg.

Zur Diskussion: Migratory legend oder wahre Begebenheit

Sagen beschäftigen sich mit Ereignissen, die die Menschen bewegten, es wurde das Gehörte weitergegeben, und zwar als Wahrheit, nicht als Sage, und so könnte ein Geschehnis, das eine Region

bewegte, an einem anderen Ort als historische Tatsache erzählt werden, auch wenn es dort so nicht stattgefunden hat.

In den Sagen melken Hexen aus den Zipfeln ihres Grastuches (eine Blachn, in den Sagensammlungen wird immer die hochsprachliche Übersetzung Grastuch verwendet) Milch von Kühen, die währenddessen in Nachbars Stall stehen, lassen Kröten Schmalz in Töpfe speien oder reiten auf ihren Besen durch die Luft und vor allem, sie bereiten vor allem den Menschen Ungemach durch ihren Schadenzauber. Das Thema Hexe verlor nie seine Faszination. Ein Witz des Jahres 2012: „Ein Ehemann kommt nach Hause und trifft seine Frau mit einem Besen an. Statt einer Begrüßung stellt er die Frage: ‚Bist du beim Putzen oder fliegst du aus?'" Das Wissen um die Attribute der Hexen ist heute noch präsent, sonst bliebe der Witz unverständlich.

In Steyregg wird eine Hexensage erzählt, die vordergründig nur eine gewöhnliche Neidgeschichte zu sein scheint. Im Jahr 1947 erschien unter dem Titel „Hexenverbrennung in Steyregg" ein Artikel in der Zeitschrift „Neue Warte am Inn". Der Autor Karl Kufer schildert darin die Hinrichtung einer Hexe, genannt die Wagenlehnerin, als historische Tatsache. In Wahrheit dürfte es sich jedoch um eine Sage handeln. Der Bericht beginnt mit der Nennung der Informationsquelle, nämlich einer Publikation aus dem 19. Jahrhundert: „Aus einer schon vergilbten Broschüre von H. W. Pailler las ich die Geschichte, die der Verfasser mündlichen Überlieferungen seiner Urgroßmutter verdankt. Die Wagenlehnerin war Wirtin des heute noch bestehenden Gasthauses „Zum Stadtturm" in Steyregg. Ihre vorzüglich geführte Wirtschaft, die ihr auffallende Erfolge brachte, und wohl auch sonstige löbliche Eigenschaften ließen Neider sie als Hexe verdächtigen. Als Verfolgungen der Nachbarschaft auch vor ihrem Töchterchen nicht Halt machten, wurde die Frau von tiefem Groll erfüllt, der sich in Drohungen und Verwünschungen Luft machte. Scheinbar erfüllten sich die ‚Zaubersprüche' an der Bäckerfamilie, denn diese wurde von außergewöhnlichen Unglücksfällen heimgesucht. Eine Nothelferin gegen Hexerei, die Maushuberin, bezichtigte nun aus untrüglichen Zeichen die Wagenlehnerin als Anstifterin des Unheils. Daraufhin mieden die Steyregger das zuvor so beliebte Gasthaus."

Nach einer längeren Schilderung der angeblichen Untaten der Wagenlehnerin und ihrer Verurteilung heißt es in dem Artikel weiter: „Die Verbrennung fand am Hohenstein zwischen Steyregg und Pulgarn statt. Die Wagenlehnerin dürfte eines der letzten Opfer verbohrten Aberglaubens sein. Es war nur zu begreiflich, dass die an jedem Recht zweifelnde Frau immer weitere Verwünschungen gegen ihre Peiniger ausstieß. Dem Schloss und seinen Besitzern schleuderte sie ihren letzten Fluch zu und prophezeite einen Brand, der 1770 auch tatsächlich eintraf und das Schloss derart zerstörte, dass kein Graf Weißenwolff mehr in dem Herrensitz wohnen konnte. Die Bewohner von Steyregg und Umgebung erzählen noch heute gern die Geschichte ihrer heimischen Hexe, die wir hier weiteren Kreisen ins Gedächtnis rufen."

Die Geschichte „ihrer" Hexe, also eine wahre Begebenheit, dürfte es nicht sein, die von den Steyreggern erzählt

wird, sondern eine Sage. Franz Pfeffer erklärt in seinem Artikel „2600 Sagen aus Oberösterreich. Aus der Werkstatt des OÖ. Sagenbuches“ (1932), dass auch unsere Städte ihre charakteristischen Ortssagen haben, wie z. B. Steyregg seine Hexensage. Diese genannte Sage handelt allerdings von einem Knecht, dem vor den Kochkünsten seiner Bäuerin graust (oder hatte er sich vergeblich um Bäuerin samt Bauernhof beworben?): „Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Steyregg eine junge Bäuerin, die den Dienstboten am Wochentag wie am Sonntag das Beste vorsetzte und auch in die Stadt mehr lieferte, als der Hof erzeugen konnte. Der Großknecht wollte der Sache auf den Grund kommen, und als die Bäuerin am nächsten Sonntag wieder alle Dienstboten in die Kirche schickte, versteckte er sich in der Stube unter einem großen Bett. Die Bäuerin versperrte die Türen und verhängte die Fenster, dann nahm sie aus einem großen Gefäß eine riesige Kröte und sprach ein paar Zauberworte. Die Kröte spie Eier, Butter und Fleisch in die bereitstehenden Körbe, bis die Bäuerin wieder geheimnisvolle Worte sagte. Dann brachte die Bäuerin das Tier wieder in das Versteck und räumte die Esswaren in Kammer und Keller. Der Großknecht hatte genug und trachtete, dass er bald aus dem Dienst kam.“

Eine Sage von der Wagenlehner-Hexe, wie im Artikel aus dem Jahr 1947 als wahre Begebenheit dargestellt, ist in dieser Sagensammlung von Adalbert Depiny nicht enthalten.

Hans Hametner wollte der Erzählung von der Hinrichtung der Wagenlehnerin in Steyregg auf den Grund gehen und nahm im Stift St. Florian Einsicht in den Nachlass von H. Wilhelm Pailler. Darin fand sich die genannte „vergilbte Broschüre“ unter dem Titel „Eine Hexengeschichte oder die Hinrichtung der Wagenlehnerin als Hexe auf dem Scheiterhaufen am Hohlenstein zwischen Steyregg und Pulgarn, in Oberösterreich im Jahre 1770. (Wahre Begebenheit). Erzählt von H. W. Pailler.“ (Pailler verwendet den Begriff „Hohlenstein“, alle anderen Autoren „Hohenstein“.) Als Einleitung führt der Autor an: „Die nachstehende Erzählung beruht auf den Mittheilungen einer Augenzeugin. Meine Urgroßmutter (geb. 1756, gest. 1831) wohnte als ‚junges Madel‘ der Hinrichtung der Wagenlehnerin zu Steyregg bei. Es mag also diese in die Zeit von 1769 bis 1770 fallen. Um die Geschichte nicht schwankend darzustellen, nahm ich die Jahre 1769 und 1770 als Zeitpunkte der Verhaftung und Hinrichtung des unglücklichen Weibes. Alle Einzelheiten wurden so erzählt, wie sie vorliegen; natürlich kann ich nur dafür einstehen, dass die verschiedenen ‚Hexenstückel‘ wirklich so in der Überzeugung der damaligen Zeitgenossen vorhanden waren. Vielleicht wären zu Steyregg noch die Akten des Prozesses aufzufinden.“

Der Brand der Steyregger Burg

Hans Hametner, als Steyreggs Nachtwächter stets auf den Spuren der Geschichte der Stadt, versuchte diese Prozessakten ausfindig zu machen, nahm u. a. auch in Pfarrmatriken Einsicht, fand jedoch keinen Nachweis einer derartigen Verurteilung.

Interessant ist, dass der Florianer Stiftsherr in der Einleitung festhält, wie

er das Jahr der Hinrichtung (1770) aus den Lebensdaten seiner Großmutter errechnete, „um die Geschichte nicht schwankend darzustellen". Pailler selbst spricht daher von einer Annahme, ein konkretes Datum war ihm nicht bekannt. Historisch belegt ist jedoch ein Ereignis: Am 15. August 1770 brannte die Burg in Steyregg fast zur Gänze nieder. Für die Bewohner ein einschneidendes Erlebnis und möglicherweise der aktuelle Anlass, um den in der Folge – sehr anschaulich und authentisch – die Sage vom Schadenzauber der Wagenlehnerin gesponnen wurde.

Die wahre Begebenheit: Der letzte Hexenprozess des Mühlviertels war der sogenannte Grillenbergerprozess in den Jahren 1729 bis 1731. „Der Hauptprozess fand gegen die Bäuerin Magdalena Grillenberger und fünf ihrer Kinder beim Landgericht Prandegg statt. Gegen ihren Sohn Hans Grillenberger wurde in Schwertberg verhandelt. Die Enkelin, Sybilla Wenigwieser, sowie Tochter Regina wurden vom Landgericht Ruttenstein verurteilt. Überhaupt ist in diesem letzten großen Hexenprozess der österreichischen Länder der Ausbund des Aberglaubens vergangener Jahrhunderte in seltener Vollständigkeit einbezogen. Die Gutachten der Juristen strotzten von Zitaten der finstersten Hexenliteratur", berichtet Ernst Kollros in seiner Arbeit „Mühlviertler Hexen- und Zaubereiprozesse im Rahmen der europäischen Entwicklung". Und weiter: „Die Bäuerin Magdalena Grillenberger am Wagenlehnergut bei Zellhof (Aich 48) führte eine gute Milchwirtschaft, verkaufte häufig Butter und dürfte den Neid anderer Bäuerinnen erregt haben. Viehsterben in der Nachbarschaft wurde auf Hexerei zurückgeführt, der Verdacht fiel auf Magdalena Grillenberger."

In diesem Bericht fällt der Vulgo-Name „Wagenlehner" auf, somit wurde die Grillenbergerin sicherlich von ihren Zeitgenossen als die Wagenlehnerin bezeichnet.

Die Sagenfassungen von der Wagenlehner-Hexe

Im OÖ. Sagenbuch ist folgende Sage enthalten, die Licht ins Dunkel bringen könnte: „In der Gegend von Zell bei Zellhof war vor 200 Jahren die Wagenlehnerin eine gefürchtete Hexe. Von ihren drei Töchtern konnte die jüngste schon mit zwölf Jahren von einer einzigen Kuh viele Sechter Milch melken. … Die Hexerei der Wagenlehnerin kam schließlich auf, sie wurde samt ihren Töchtern auf dem Scheiterhaufen verbrannt."

Eine zweite Sage entspricht in ihrem Verlauf in etwa dem Schlussabsatz von H. W. Paillers „wahrer Begebenheit", nämlich der Schilderung eines Femegerichts: „Das Ende der Wagenlehnerin – auch Nagellehnerin wird sie genannt – kam so: Zu ihrer 15-jährigen Tochter ging einmal in der Frühe der Pfleger mit Leuten und fragte sie, ob sie melken könne. Sie band ein Grastuch an die Mauer und molk. Beim Nachbarn fiel aber zur selben Zeit eine Kuh tot um. Mutter und Tochter wurden verhaftet, legten aber kein Geständnis ab, obwohl sie mit glühenden Zangen gezwickt wurden. Die Nagellehnerin wurde verbrannt und schrie aus dem Feuer: ‚Jogerl, schiaß!' Jogerl aber, der Teufel, antwortete: ‚I hån koa Pulver net!' Der Tochter wurde das Blut aus den Adern gelassen. Die Hexerei hatte ein Ende."

Grausame Details in Realität und Sage

Bei Pailler wird dieser Vorgang – im Schloss Steyregg – wie folgt geschildert: „Nach etlichen Tagen bereitete man in einem abgelegenen Gemach des Schlosses ein warmes Bad, die Gefangene wurde hineingesetzt und der Chirurg des Gerichtes durchschnitt dem Mädchen an Händen und Füßen die Adern. Das Kind wurde bald sehr schwach und bat nun flehentlich: ‚Ach übel! Übel! Ich bitt', g´streng Herr! (Anrede für den Pfleger, Anm. Verf.) Zubinden, zubinden!' Der g´streng Herr beruhigte die Verschmachtende: ‚Es wird ohnehin gleich gut.' – Nun schlummerte das Mädchen ein, um nimmer zu erwachen; der Gerechtigkeit war genug gethan."

Ob dieses geschilderten Ausblutenlassens eines Mädchen (immerhin eine milde Hinrichtungsart) beruhigt die Feststellung von Ernst Kollros: „Ins Reich der Sage gehört wohl eine angebliche Hexenverbrennung im Jahre 1769 (!) in Steyregg. Dies umso mehr, als diese Steyregger Hexe den Namen ‚Wagenlehnerin' trägt." Die Verurteilung von Magdalena Grillenberger und ihrer Familie erfolgte wenigstens vor regulären Gerichten, auch wenn das Ergebnis furchtbar war. Am 10. November 1730 wurde sie mittels grausamster Methoden hingerichtet und danach verbrannt, ihre Kinder mit dem Schwert gerichtet.

Kulturgut Sagen

Nicht vergessen werden darf, dass die meisten Menschen damals, auch noch im Zeitalter der Aufklärung, unabhängig von ihrer Herkunft und Bildung an magische Künste glaubten. Die Schilderung bei Pailler verblüfft in der Ähnlichkeit mancher Passagen mit den Geschehnissen rund um den Hexenprozess von Zellhof, sodass eine Übertragung dieser Inhalte nach Steyregg anlässlich des großen Brandes nicht unmöglich scheint. Hans Hametner: „Die Schilderung der Vorkommnisse im Schloss ist schon sehr authentisch. Auch die der Verbrennung der Wagenlehnerin auf dem Scheiterhaufen beim Hexenstein. Es führt ein Weg herab vom Schloss, durch das Stadttor hindurch, den der Zug genommen haben soll." Bei Pailler ist zu lesen: "Am Sonnwendtag 1770 sollte das Urtheil vollzogen werden. Das Armensünderglöcklein des Schlosses bimmelte schon seit dem frühesten Morgen, auch das ‚Hündel von Pulgarn', nämlich das Lorettoglöckel, ließ sich hören. Etwa eine Viertelstunde außer der Stadt gegen Pulgarn erhob sich der Holzstoß, ein massiver Pfahl war in dessen Mitte eingerammt und ringsum lagen Bündel dürren Reisigs. Der traurige Zug bewegte sich etwa 9 Uhr Vormittag vom Schloss herab; auf dem Karren saß neben dem Geistlichen, der auch jetzt noch vergeblich allen Trost verschwendete, die Wagenlehnerin, durch die Kerkerluft, die armselige Nahrung und die lange Folter ausgemergelt, fast zum Gerippe. Auch auf dem Weg zum Flammentod wurde sie noch von Zeit zu Zeit mit glühenden Zangen an Brust, Hals und Armen gezwickt."

Willibald Kutscher, verantwortlich für die Aufnahme der Daten der Kleindenkmäler in Steyregg: „Ob wir die Wahrheit herausfinden oder nicht, spielt keine Rolle, wichtig ist, dass diese Sage zum Hexenstein von Steyregg gehört."

Durch dieses Tor wurde die Hexe von Steyregg der Sage nach zum Hinrichtungsplatz beim Hexenstein geführt.
Foto: Elisabeth Schiffkorn

Der sogenannte Hexenstein, bei H. W. Pailler wird er als „Hohlenstein" bezeichnet, liegt direkt an der Grenze von Steyregg zu Pulgarn. Ein umfangreicher Teil fiel der letzten Straßenverbreiterung zum Opfer.
Foto: Elisabeth Schiffkorn

Symbolsprache der Sagen

Sagen gehören zur Kulturlandschaft, gleichgültig ob der sprichwörtliche wahre Kern ermittelt werden kann oder nicht. Brigitte Heilingbrunner: „Bei der Arbeit an der Ausstellung ‚Schande, Folter, Hinrichtung' fanden wir anhand einiger Sagen die darin geschilderten Rechtsdenkmäler. Bei der Erforschung der Kleindenkmäler werden Sagen einbezogen. Auch in die Kleindenkmäler-Datenbank werden sie aufgenommen, allerdings nicht auf Benutzerebene einsehbar, das wäre zu aufwendig."

Sagen sind das Gedächtnis eines Ortes. Sie wurden bis vor noch gar nicht so langer Zeit mündlich überliefert, veränderten sich daher entsprechend den Notwendigkeiten ihrer Zeit und dem Wissen ihrer Träger. Sagen, in denen Generationen Zeit und Raum zu einer Einheit verdichteten, geben oft große Rätsel auf.

Die Sage kommuniziert in der Regel auf derselben Ebene wie die Bildersprache, nämlich in Symbolen, die Suche nach dem wahren Kern mittels verifizierbarer historischer Fakten bringt daher oft keinen Erfolg. Wenn ein Franzosenkreuz so genannt wird, weil angeblich drei Franzosen dort begraben sind, es gleichzeitig aber auch an einen Einfall der Schweden erinnern soll, dann werden rationale Argumente, etwa dass die Schweden niemals an diesem Ort waren, nicht zielführend sein. Die Botschaft der Sage ist in diesem Fall eine negative: Tote, Überfall, Krieg, Unheil. Diese Steinsetzung kann erfolgt sein, weil dieser Ort von den Vorfahren als negativ bewertet, mit einem Kreuz also geheiligt oder, wenn man will, auch geheilt wurde. Der eigentliche Grund ist vergessen, doch von den Nachkommen wird die Botschaft weiterhin vermittelt: Das ist ein gefährlicher Ort, haltet euch nicht lange auf, geht rasch vorbei, macht ein Kreuzzeichen, zieht den Hut, es ist nur Zeit für ein kurzes Gebet. Diese Botschaft kennen vielleicht noch Anwohner, eine Nachfrage erbringt oft erstaunliche Erkenntnisse.

Die Verwendung z. B. der Adjektive glänzend, gleißend, golden findet sich im Bereich des Numinosen, eine Symbolsprache, die höchstwahrscheinlich lange von den Rezipienten verstanden wurde, wir Nachkommen müssen die Aussagen, die eine Sage enthalten kann, erst wieder zu verstehen lernen.

Die Sagenlandschaft ist vernetzt, wenn an einem Ort eine Sage auf die Christianisierung zurückzugehen scheint, können nicht weit davon Sagen diese Vermutung bestärken. In Eidenberg, rund sechs Kilometer von Gramastetten entfernt, befinden sich zwei Wolfgang-Heiligtümer, ein Kopfwehstein und eine St.-Wolfgang-Kapelle. Die Bewohner des Mühlviertels waren vor ihrer Missionierung Anhänger einer Naturreligion: Sie verehrten ihre Gottheiten in Steinen, Bäumen und Quellen. Fritz Winkler: „Der hl. Wolfgang soll bei seiner Reise durch das Mühlviertel ermüdet sein Haupt auf diesen Stein gelegt haben. Seither weist der Stein jene Einbuchtung auf, auf die Kopfwehgeplagte noch heute das Haupt legen, um Heilung zu suchen. Interessant ist, Wolfgang-Heiligtümer gibt es vor allem im bergigen Gebiet. Die Christianisierung setzte im Mühlviertel ja viel später ein, etwa im 12. Jahrhundert." Etwa 50 m vom Kopfwehstein entfernt befindet sich

Der Kopfwehstein in Eidenberg befindet sich nahe der Wolfgangkapelle. *Foto: Elisabeth Schiffkorn*

Die Wolfgangkapelle wird von Wanderern aufgesucht und als Rastplatz genutzt. *Foto: Elisabeth Schiffkorn*

ein Felsen mit der Wolfgang-Kapelle, die dem Felsen aufgesetzt wurde. Thomas Schwierz: „In dem Felsen sind der Sage nach Abdrücke des Bischofshutes erhalten und eine weitere Schale. Der Ausdruck ‚Blutschüsselkapelle' findet sich im Artikel ‚Die beiden Wolfgangheiligtümer in der Gemeinde Eidenberg' von Wladimir Obergottsberger in den OÖ. Heimatblättern, Jg. 24, 1970, Heft 3/4, S. 32. Die Leute in Eidenberg, die ich gefragt habe, kennen die Bezeichnung nicht."

Kommunikation auf Symbolebene

„Der hl. Wolfgang reiste durch das Mühlviertel", haben wir darunter die Erinnerung an die Zeit der Christianisierung zu verstehen? Als Heiligtum um Heiligtum der Götter in christliche umgewandelt wurden? Bonifazius fällte eigenhändig die heilige Eiche der Sachsen. Die uns überlieferten Sagen sprechen eher von der sanften Vorgangsweise, die Papst Gregor empfohlen hatte, nämlich der Einbeziehung der alten Kultstätten in die neue Religion. Der hl. Wolfgang war ein mächtiger Heiliger, nämlich einer, der mit der Kultwaffe seiner Zeit, der Wurfaxt, gut umgehen konnte. Waren diese beiden Felsen Zentren einer vorchristlichen Heilstätte?

Fritz Winkler: In St. Stephan im Walde geht die Kirchengründung der Sage nach auf den hl. Stephan zurück, der Bau der Kirche wurde so lange gestört, bis sie dort errichtet wurde, wohin der Heilige sein Hacke geworfen hatte, auch dies ist ein kraftvoller Heiliger. Und er hinterließ seinen Fußabdruck, den Stephanstritt. Das Interesse der Menschen ist groß. Als in den OÖ. Nachrichten von den Wolfgang-Heiligtümern in Eidenberg berichtet wurde, fragten viele im Gemeindeamt danach."

Ein Artikel in einer Regionalzeitung aus dem Jahr 2011 vermittelt Kontinuität: „Kraft tanken in Eidenberg. Wolfgangkapelle, Kopfwehstein und Venusblume ziehen zahlreiche Besucher an. Vor Kurzem entstand eine Venusblume auf dem Anwesen der Familie Pointner in Eidenberg als ein weiterer Kraftort neben der Wolfgangkapelle und dem Kopfwehstein. … Dieses Ornament soll bei der bewussten Auseinandersetzung mit sich selbst helfen. … Die Venusblume zu begehen und die besondere Energie des Ortes auf sich wirken zu lassen, könne dabei helfen, wieder in Balance zu kommen und loszulassen, was einen belastet." Seit dem Jahr 2012 ist die so genannte Venusblume nicht mehr in Betrieb.

Der Definition von Sage als „kurze Erzählung von unglaubhaften, fantastischen Ereignissen" entspricht die zentrale Aussage „Der hl. Wolfgang reiste durch das Mühlviertel, legte seinen Kopf auf einen Stein, und seither heißt er Kopfwehstein" sicherlich. Ob es sich bei diesen Aussagen um die von den Gebrüdern Grimm definierte „naive Geschichtserzählung und Überlieferung handelt, die bei ihrer Wanderung von Geschlecht zu Geschlecht durch das dichterische Vermögen des Volksgemüthes umgestaltet wurde", oder um historische Fakten, die verschlüsselt erzählt werden – eine Verifizierung wird vielfach nicht möglich sein. Wer den Versuch unternimmt, der Symbolsprache der Sagen auf den Grund zu gehen, kann sich jedoch auf eine spannende Reise in die

Vergangenheit unserer Kulturlandschaft begeben, in der die Kleindenkmäler und ihre Sagen markante Zeichen setzen.

Depiny, Adalbert (Hg.): Oberösterreichisches Sagenbuch, Linz 1932

Hohensinner, Karl: Donausagen aus dem Strudengau. Das Oberösterreichische Sagenbuch Band 2, Linz 2012

Kollros, Ernst: Mühlviertler Hexen- und Zaubereiprozesse im Rahmen der europäischen Entwicklung, OÖ. Heimatblätter, 49. Jg. 1995, Heft 1

Pailler, H. Wilhelm: Eine Hexengeschichte oder die Hinrichtung der Wagenlehnerin als Hexe auf dem Scheiterhaufen am Hohlenstein zwischen Steyregg und Pulgarn, in Oberösterreich im Jahre 1770. (Wahre Begebenheit), o. O., o. J.

Pfeffer, Franz: 2600 Sagen aus Oberösterreich. Aus der Werkstatt des „Oberösterreichischen Sagenbuches", Linzer Volksblatt, Nr. 66, 19. März 1933

Schiffkorn, Elisabeth: Linzer Sagen und Geschichten. Das Oberösterreichische Sagenbuch Band 1, Linz 2011

Fritz Winkler: Sagen aus dem Böhmerwald, Rohrbach 1974

BezirksRundschau Urfahr-Umgebung Nr. 24, 16. Juni 2011: Kraft tanken in Eidenberg. Wolfgangkapelle, Kopfwehstein und Venusblume ziehen zahlreiche Besucher an

900 Jahre Gramastetten: Gramastettner Arbeitskreis für Kleindenkmäler, (Hg), Th. Schwierz, A. Lehner, H. Ginterseder, H. Rechberger, Gramastetten 2009

Johann Michael Pirngruber (1716–1800)

Ein Gramastettner als Großvater von Goethes Suleika

Von Reinhold Dessl

Erstaunt stellt der Schreiber der Gramastettner Pfarrchronik im Jahr 1941 fest, dass durch *Ahnenforschung* die Abstammung einer *literaturbekannten Persönlichkeit, Marianne Willemer, Goethes Suleika,* aus Gramastetten bekannt wurde.[1] Ihr Großvater, Michael Pirngruber, wurde am 18. September 1716 am Riefelshofergut in Gramastetten geboren.[2] Hintergrund für diese „Entdeckung" dürften die Nachforschungen von Rudolf Reicherstorfer über „Marianne von Willemer und Linz an der Donau" gewesen sein, die in diesen Jahren publiziert worden waren.[3] Während Reicherstorfer Linz als Geburtsort von Marianne von Willemer „ins Reich der Fabeln" verbannte, gehen neuere Forschungen wieder davon aus.[4] Als Geburtsort wird allerdings nicht die bis heute mit einer Gedenktafel beim Stadtpfarrhof am Linzer Pfarrplatz bezeichnete Stelle angenommen, sondern sie dürfte in Urfahr zu suchen sein.

Suleika

Johann Wolfgang Goethe (1749–1832) lernte Marianne Jung, geborene Pirngruber, im Sommer 1814 in Frankfurt im Haus des Bankiers und Senators Johann Jakob Willemer kennen. Im August des darauf folgenden Jahres war Goethe wieder zu Gast, diesmal in der „Gerbermühle", dem Sommersitz der Willemers. Marianne – obwohl inzwischen die Ehefrau des viel älteren Johann Jakob Willemer geworden – belebte als Muse Goethes in diesen Wochen in ungewohnter Form seine Dichtung.[5] Im „Westöstlichen Diwan", den er gerade schrieb, wurde Marianne zu Suleika; so entstand eine Liebesdichtung, die zu den größten aller Zeiten gehört. Marianne ist aber nicht nur die geliebte und in der Dichtung besungene Frau, sie ist auch die Autorin einiger Gedichte, die zu den besten des „Diwan" zählen. Erst viele Jahre nach Goethes Tod und neun Jahre nach Mariannes Tod wurde diese Urheberschaft bekannt. Obwohl sie einander nach dem 27. September 1815 nie wieder sahen, dauerte der Briefwechsel zwischen ihr und Goethe bis zu dessen Tod an. Sie, die als Einzige die Mitschöpferin seiner Gedichte geworden war, sagte bei seinem Tode: *„Gott hat mir diese Freund-*

---

1 Pfarrchronik Gramastetten 1878–1948, 200.

2 Taufbuch Gramastetten 1688–1722.

3 Rudolf Reicherstorfer, Marianne von Willemer und Linz an der Donau, in: Der „Heimatgau". Zeitschrift für Landschaftskunde, Volkskunde und Geschichte des Oberdonaulandes 3 (1941/42) 129–138.

4 Max NEWEKLOWSKY, Marianne Willemer und Linz, ihre Ahnentafel und die oberösterreichische Familie Pirngruber, in: Jahrbuch der Stadt Linz 1980 (1981) 57–79, hier: 73.

5 Aus der umfangreichen Literatur sei nur das Kapitel „Suleika" im Buch eines der besten Kenner der mitteleuropäischen Literatur, Claudio Magris, hervorgehoben: CLAUDIO MAGRIS, Donau. Biographie eines Flusses (München 2007) 152–156. Der italienische Autor macht hier in Linz einen „literarisch-geschichtlichen Halt".

schaft gegeben. Er hat sie mir genommen. Ich muss Gott danken, dass sie mir so lange Zeit zu Teil ward."[6] Wie viel Goethe ihr und auch was sie für ihn bedeutet hatte, behielt Marianne bis zu ihrem Tod für sich.

Pirngruberfamilie

Die Vorfahren Mariannes mütterlicherseits entstammen der weitverzweigten Mühlviertler Bauernfamilie Pirngruber, die angeblich alle ihren Ursprung im Anwesen Pirngruber (oder Birngruber) dreieinhalb Kilometer nördlich von Gramastetten (heute Feldsdorf 25) haben.[7] Bis ca. 1600 lassen sich die Besitzer der *Hofstatt zu Pirngrub* zurückverfolgen. Im Laufe von zwei Jahrhunderten verbreiteten sich die Pirngruber auf eine ganze Reihe von Bauernhöfen in den Pfarren Zwettl a. d. Rodl, Oberneukirchen, Hellmonsödt und Leonfelden. Bis 1800 waren es mindestens 25 verschiedene, zum Teil größere Anwesen, deren Besitzer Träger dieses Namens waren.

Der 1658 auf dem Luckenedergut in Berndorf, Oberneukirchen, geborene Hans Pirngruber[8] heiratete Barbara Rath und erkaufte von seinen Schwiegereltern Thomas und Eva Rath 1692 das mit 550 Gulden bewertete Fellnergut zu Neudorf. Der aktive und erfolgreiche Mann verkaufte es drei Jahre später um 900 Gulden, um im nächsten Jahr für 1100 Gulden das ungleich größere Riefelshofergut in Gramastetten zu erwerben.

Johann Michael Pirngruber

Das jüngste der neun Kinder von Hans und Barbara Pirngruber wurde am 18. September 1716 in der Pfarrkirche Gramastetten auf den Namen Michael getauft. Der später immer wieder vorangestellte Name Johann ging anscheinend von seinem Vater auf ihn über.

Dreizehnjährig wird Michael Pirngruber am Linzer Lyceum im ersten Jahrgang als „praenobilis" hervorgehoben, was „wohl nur eine Bezeichnung für außergewöhnliche Begabung und Leistung gewesen sein kann". [9] Wie schon Neweklowsky bemerkt,[10] könnte bei Michael Pirngruber der Sprung vom Bauernbuben zum Gymnasialstudenten auch über den Zusammenhang der Pfarre Gramastetten mit dem Stift Wilhering möglich geworden sein. Denkbar wäre es, dass der begabte Riefelshofersohn über das Sängerknabeninstitut im Stift Wilhering in die höhere Schule nach Linz gekommen ist. Die von Neweklowsky angeregte Durchsicht der Korrespondenzen des Jahres 1728 im Stiftsarchiv Wilhering hat allerdings kein Ergebnis gebracht, was aber nichts besagt, fehlen doch fast generell diesbezüglich Aktenvermerke. Wo Michael Pirngruber nach 1735 sein Jusstudium absolvierte, ist nicht bekannt. Sein weiterer Weg führte ihn in die Umgebung der Fürsten Starhemberg, denn in deren Diensten stand der Riedegger Hofjäger Joseph Griebler,

---

[6] http://de.wikipedia.org/wiki/Marianne_von_Willemer

[7] NEWEKLOWSKY, Marianne von Willemer 75 f.

[8] Einer seiner Brüder, Michael Pirngruber, heiratete übrigens am 8. Juni 1688 Katharina Asanger, die Hoferbin des Sturmgutes in Zwettl an der Rodl (Elternhaus des Verfassers dieser Zeilen). Vgl. P. Reinhold DESSL, Der Sturmhof der Gemeinde Sonnberg (Bezirk Urfahr-Umgebung, Oberösterreich). Ein Beitrag zur Geschichte eines Bauernhauses im Wandel der Zeiten (hg. im Eigenverlag, Gramastetten 2000) 21.

[9] NEWEKLOWSKY, Marianne von Willemer 76.

[10] Ebd.

dessen Tochter Anna Katharina der angehende Herrschaftsbeamte Pirngruber um 1747 heiratete.

1748 wurde Pirngruber Pfleger der gräflich hohenfeldischen Herrschaft Almegg. Die Familie seiner Frau lieh ihm dabei die üblicherweise vom Herrschaftsinhaber geforderte Summe, wobei von den 700 Gulden im Jahre 1762 schon 400 Gulden abbezahlt waren. Anna Katharina Pirngruber verstarb 1757 zu Almegg und hinterließ dem Witwer vier Kinder. Johann Michael Pirngruber vermählte sich wieder am 17. Jänner 1758 zu Steinerkirchen an der Traun mit der um 20 Jahre jüngeren Maria Theresia Jungwirth, Tochter des Pflegers Caspar Gottfried Jungwirth der damals starhembergischen Herrschaft Wimsbach. Die Trauzeugen sowie alle Taufpaten der acht Kinder, die ihnen in der Folge geboren wurden, stammen aus dem Bereich der Pflegeschaftsbeamten oder deren Frauen. Es ist dies ein Hinweis darauf, dass der „Gramastettner Bauernsohn von seinen neuen Standesgenossen als Mitglied des Beamtenstandes voll anerkannt war".[11]

Fünf von den Kindern aus der zweiten Ehe Pirngrubers wurden noch in Steinerkirchen getauft, die letzten drei dagegen in der Stadtpfarre Wels. Um 1700 wechselte er nämlich in den Dienst des Freiherrn v. Engl auf Schloss Puchberg bei Wels über. Anfang 1782 muss er, 66-jährig, auf sein Amt resigniert haben, er verließ Schloss Puchberg. Am 13. Juli 1800 starb Michael Pirngruber in Linz, Obere Vorstadt 14 (heute Haus Landstraße 26) an Altersschwäche. In seinem Testament vermachte er, „offenbar in sehr gemütsweicher Stimmung, *seiner herzinniglich geliebten Gemahlin Maria Theresia, die ihm bei der Verehelichung 400 Gulden an Geld und Geldeswert zugebracht hat,* alles, was er hinterlässt, denn der Schätzungsbetrag dafür werde in Anbetracht der Kosten für die Erziehung so vieler von Gott verliehenen Kinder die Höhe jenes Heiratsguts nicht erreichen."[12] Tatsächlich war es nur ein Barbestand von 30 Gulden, die der Witwe übergeben wurden, für Neweklowsky ein Hinweis auf die „Uneigennützigkeit" Pirngrubers. Während sich andere Herrschaftsbeamte seiner Zeit schamlos bereicherten, sodass sie auch vor Gericht gezogen wurden, habe Pirngruber ebenso wie seine Söhne, die fast alle in seine Fußstapfen traten, ihre Position nicht für eigene Zwecke aufgenützt.[13]

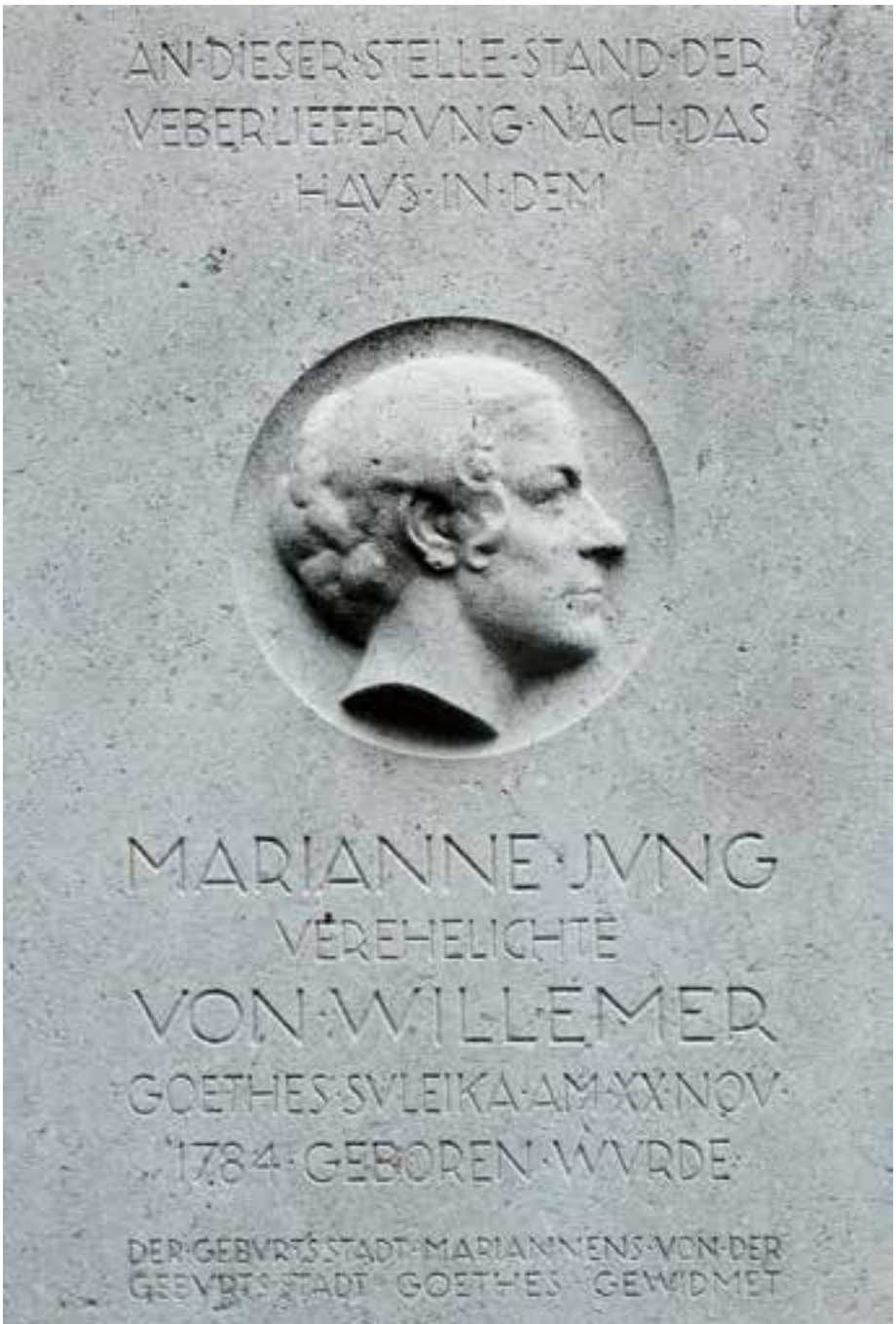
Elisabeth Jung, geborene Pirngruber

Von den elf Kindern, die Michael Pirngruber überlebten, stammte wieder eine weit verzweigte Verwandtschaft ab, die sich nicht mehr so wie bei ihrem aus Gramastetten gebürtigen Vorfahren auf den oberösterreichischen Raum, sondern auch auf Wien und München erstreckte. Unter anderem lebt der Name Pirngruber bis heute in den Inhabern der Linzer Buchhandlung Pirngruber weiter,[14] nicht weit weg von jenem Haus, in dem Michael Pirngruber im Jahr 1800 gestorben ist.

Die bekannteste Tochter ist aber ohne Zweifel Elisabeth, die am 8. November 1761 in Almegg geboren wurde.

---

[11] Ebd.
[12] Ebd., 77.
[13] Ebd.
[14] HERBERT POLESNY, 200 Jahre R. Pirngruber Linz 1776–1976. Eine Buchhandlung im Kulturleben der Stadt (Linz 1967).



Erinnerungstafel für Marianne Wilhemer, geb. Pirngruber, auf der linken Seite des Mauertores zum Linzer Stadtpfarrhof, Pfarrplatz 4. Die gravierte Inschrift auf dem von Goethes Heimatstadt gestifteten Relief ist irreführend, denn „an dieser Stelle" stand nie ein Haus, und Marianne hieß bei der Geburt auch nicht Jung. *Foto: Sophia Humer*

1782 zog sie mit ihren Eltern und Geschwistern nach Linz. Hier lernte sie den unverheirateten ständischen Tanzmeister Johann Baptist van Gangelt (1722–1799) kennen. Nach den letzten Forschungen von Georg Wacha ist Van Gangelt als Vater der „Suleika" Maria Anna (Marianne) Katharina Theresia, geborene Pirngruber, anzunehmen, die von Elisabeth am 20. November 1784 unehelich zur Welt gebracht wurde.[15]

Die Schauspielerin Elisabeth, die nach ihrer Hochzeit mit Joseph Matthias Georg Jung dessen Namen annahm, brachte ihre Tochter Marianne mit der Welt des Theaters in Berührung. Der Weg führte dabei von Wien über Linz auch nach Frankfurt am Main, wo es nicht nur zur Begegnung mit Johann Jakob Willemer, sondern auch zur schicksalhaften Verbindung mit Johann Wolfgang Goethe kam. In ihrem Roman „Elisabeth – Die Mutter von Goethes Suleika"[16] versucht Evamarie Taferner – aufbauend auf den neuen historischen Forschungen – das abwertende Urteil über Elisabeth, das sich durch die vielen literarischen und biografischen Werke zieht und unter anderem von „Charakterschwäche, Leichtsinn, Verkauf ihrer Tochter und dergleichen mehr" spricht, zu korrigieren.[17] Im Vorwort zu ihrem Buch bezeichnet sie Elisabeth als eine „mutige Frau" mit einer unverzagten „Lebensbewältigung, die es wert ist, in einem anderen Licht dargestellt zu werden".[18] Rückblickend könnte man sie auch als Bindeglied zwischen der Welt ihres Vaters, dessen Kindheit auf dem Riedelshofergut in Gramastetten begonnen hatte, und der Welt der Kunst und Literatur sehen, die in der Verbindung ihrer Tochter mit Goethe einen Höhepunkt fand.

[15] GEORG WACHA, Marianne von Gangelt, verehelichte Marianne Willemer, in: Jahrbuch der Stadt Linz 1980 (1981) 81–108.

[16] EVAMARIE TAFERNER, Elisabeth – Die Mutter von Goethes Suleika (Grünbach 2006).

[17] Ebd, Vorwort 5 f.

[18] Ebd.

Wer kennt Otto Kitzler? Linzer Anton Bruckner Institut fahndet nach biographischen Daten

Während seiner Zeit als Linzer Dom- und Stadtpfarrkirchenorganist hatte Anton Bruckner die entscheidende Weichenstellung zum Symphoniker erlebt, und das nicht zuletzt durch den rund dreijährigen Privatunterricht beim damaligen Theaterkapellmeister Otto Kitzler (Foto) in Formenlehre und Instrumentierung.

Wer war Otto Kitzler, der als einer der Kompositionslehrer Bruckners in die Musikgeschichte einging? Bekannt sind folgende Rahmendaten: Geboren 1834 in Dresden, erhielt er eine gründliche Musikausbildung, kam nach Wanderjahren an das seinerzeitige Linzer „Landständische Theater" (jetzt Landestheater) und wirkte hier mit einer Unterbrechung vom Herbst 1858 bis zum September 1863 als Kapellmeister. Dort lernte er den um genau zehn Jahre älteren Bruckner 1861 kennen. Ab 1865 wurde Brünn seine bleibende Wirkungsstätte als erfolgreicher Dirigent, Pädagoge und Musikdirektor. Die Freundschaft der beiden Musiker hielt bis zum Tod des Symphonikers. Kitzler, auch als Komponist in Erscheinung getreten, verbrachte seinen Lebensabend in Graz und starb dort 1915. Noch in Brünn entstand die „Trauermusik. Dem Andenken Bruckners", die nur in einer Fassung für Klavier vierhändig überliefert ist, die originale Orchesterpartitur gilt trotz intensiver Suche bis dato als verschollen.

Wer kann über Kitzlers Leben und Schaffen weiterführende Auskunft geben, hat Zugang zu biographischen Quellen und Materialien, insbesondere auch die Orchesterpartitur der „Trauermusik" betreffend? Informationen, Hinweise etc. nimmt das Anton Bruckner Institut jederzeit mit Dank entgegen. Kontaktadresse: Mag. Dr. Klaus Petermayr, Pfarrplatz 10, 4020 Linz, (0732) 7720-14085. E-Mail: klaus.petermayr@utanet.at.

Vom Bauernsohn zum Linzer Bürgermeister:

Vita und Vermächtnis des Innviertlers J. E. Wimhölzel

Von Maria Gann*

Der nach ihm benannte Straßenzug im Franckviertel ist den allermeisten Stadtbewohnern ein Begriff, nicht unbedingt aber die exzeptionelle Position, die dieser bedeutende Sohn des Innviertels († 15. August 1900) in der jüngeren Linzer Kommunalgeschichte einnimmt: Als hoch angesehener Geschäftsmann und Exponent der liberalen Partei stieg Johann Evangelist Wimhölzel 1885 zum Bürgermeister auf und gab in seiner zehnjährigen Amtszeit der v. a. wirtschaftlichen Stadtentwicklung vielfach zukunftsweisende, nachhaltig fortwirkende Impulse.

Kaiserlicher Rath, Präsident der Handels- und Gewerbekammer für Oberösterreich, Reichsraths- und Landtagsabgeordneter, Präsident der Mühlkreisbahn-Gesellschaft, Ehrenbürger der Städte Linz und Urfahr, Ehrenpräsident und Ehrenmitglied vieler humanitärer und wissenschaftlicher Vereine, Censor der Filiale der österr.-ung. Bank, etc. etc. … Wer war dieser Mann, der es in seinem Leben zu einer solchen Zahl an Ämtern und Ehrentiteln gebracht hatte? In einer Veröffentlichung der Reihe „Lebendiges Linz", Jg. 3, Nr. 18, aus dem Jahr 1980 steht auf Seite 11 zu lesen: „Johann Evangelist Wimhölzel war am 20. Oktober 1833 in Stampfen, einer Ortschaft von St. Roman bei Schärding, geboren worden", was – geografisch – nur teilweise korrekt ist.

Johann E. Wimhölzel (1833–1900)

Herkunft und Abstammung

De facto stand Johanns Wiege in der Innviertler Gemeinde Pischelsdorf, genauer in der kleinen Ortschaft Stempfen.

Redaktionelle Bearbeitung: Camillo Gamnitzer.

In dem Holzhaus Stempfen Nr. 2, jetzt Austragshaus des Stempfnergutes, wurde J. E. Wimhölzel geboren. Bis 1967 führte hier die Engelbacher Bezirksstraße – auf dem Bild die Schotterstraße – vorbei.

Vater Johann Nepomuk Wimhölzel war Müller und Bauer auf dem Stempfnergut an der Enknach, seine Gattin Anna Veronika Eleonora Wimhölzel, geborene Persich, eine Tochter des Neukirchener Arztes Josef Persich.[1] Am 31. Mai 1831 hatten die Eltern geheiratet und das Stempfnergut[2] samt Mühle durch Kauf erworben. Vier Kinder wurden den Eheleuten geboren: Anna, Eleonore, Johann Evangelist und Anton. Die Tatsache, dass der kleine Johann zur Volksschule Pischelsdorf mehrere Kilometer zu Fuß hätte gehen müssen, und der Herkunftsort von Mutter Anna erklären, warum er mit Erreichen des schulpflichtigen Alters zur Großmutter väterlicherseits, Anna Maria Wimhölzel/geb. Lechner, nach Neukirchen kam. Dort ließ ihn die Oma vorerst vom Pfarrherrn unterrichten und dann die Salzburger „Normal-Hauptschule" besuchen. Überhaupt nahm die Großmutter auf den Werdegang des Heranwachsenden nicht unwesentlichen Einfluss. Viermal verheiratet, hatte sie wirtschaftlich nichts zur Vermehrung, sondern eher zur Zersplitterung des

[1] Siehe „Das Bundwerk" Nr. 25, „Student und Wundarzt am Beginn des 19. Jahrhunderts" von Dr. Hanna Domandl.

[2] Schon 1170 wurde der Sitz urkundlich als Edelgut genannt. Aussehen und Stil des Bauernhauses verweisen noch heute auf einen früheren Edelsitz. Bis 1908 war an der Stelle, wo sich jetzt die Küche befindet, eine Kirche angebaut gewesen, was auf einigen Wohlstand schließen lässt.

Familienwohlstandes beigetragen und wollte dies am ältesten[3] männlichen Kind ihres einzigen Sohnes daher zum Teil wieder gut machen. Als die Großmutter 1845 starb, musste Johann die „Normal-Hauptschule" nach vierjähriger Ausbildung abbrechen, denn der Vater konnte oder wollte die Unterrichtskosten nicht weiter tragen.

Ausbildung und erste kaufmännische Erfahrungen

Früh hatte Johann Evangelist den Wunsch geäußert, Kaufmann zu werden. So kam der 14-jährige zunächst nach Braunau am Inn, in das renommierte Geschäftshaus des Kaufmanns Grassl, Stadtplatz 43, heute Sparkasse. Die Anfänge als Lehrling waren sicher nicht leicht, da der Dienstherr ein sehr gestrenger war. Johann musste mit seinem Lehrlingskollegen eine kalte Schlafkammer teilen und sich am Hofbrunnen waschen, der im Winter zugefroren war. Viele der ihm aufgetragenen Arbeiten sagten Wimhölzel gar nicht zu,[4] trotzdem erfüllte er alle Aufgaben derart mustergültig, dass ihm bereits Grassl „besondere Tüchtigkeit" bescheinigte.

Nach dreijähriger Lehrzeit kam Johann vorübergehend nach Linz und für ganz kurze Zeit auch nach Wien in Stellung, es folgten – für seine Ausbildung entscheidende! – Jahre bei dem Salzburger Tuch- und Manufaktur-Geschäft Wegschaider & Biebl, Rathausplatz 2, heute Hämmerle. Rudolf Biebl war eine hervorragende Persönlichkeit. In der Salzburger Handels- und Gewerbekammer tätig, in den Jahren des Aufenthaltes von J. E. Wimhölzel auch deren Präsident, wurde er 1875 Bürgermeister der Stadt Salzburg. Durch großes Engagement und ausgezeichnete Arbeit erwarb sich der junge Innviertler binnen Kürze die ungeteilte Anerkennung und das Vertrauen seines Chefs. Bald unternahm er als Reisender im firmeneigenen Wagen oft lange Fahrten über Reichenhall nach Unken, Lofer, Fieberbrunn bis St. Johann in Tirol. Und bald schuf der erfolggekrönte Ehrgeiz, die Geschäfte jeweils in Eigenverantwortung möglichst prompt und zur vollsten Zufriedenheit des Chefs abzuwickeln, dem Kaufmann J. Wimhölzel in der Branche einen guten Namen.

Eines Tages im Jahr 1860 erschienen zwei Linzer Kaufleute in Salzburg, um ihn als Disponenten der Lambacher

[3] Johanns jüngerer Bruder Anton übernahm 1866 das Stempfnergut; dessen Sohn Karl verunglückte 1904 – im 38. Lebensjahr – tragisch beim Sprengen von Eichenstöcken mittels Sprengpulver. Allgemein geachtet, war Karl mehrmals Mitglied des Pischelsdorfer Ortsschulrates und auch der Gemeindevertretung. Seine Witwe Maria Wimhölzel verkaufte das Gut 1905, so verschwand der Name Wimhölzel aus der Besitzerreihe.

[4] Welch unbändiges Heimweh diese Bedingungen bei Johann auslösten, das möge nachstehende Episode veranschaulichen: Im Hause Grassl war es üblich, jedes Jahr am Himmelfahrtstag mit der Familie und den Angestellten an einer Wallfahrt von Braunau nach Mauerkirchen teilzunehmen. Als sich die Prozession in die Wallfahrtskirche begab, nützte der Bub die Gelegenheit, sich aus dem Gedränge zu entfernen. Er lief den ca. 15 Kilometer langen Weg von Mauerkirchen nach Stempfen, vor allem, um die Mutter wiederzusehen. Als er zu Hause ankam, war der Vater gerade nicht anwesend; er hätte die Wiedersehensfreude gewiss durch Schelte getrübt. Die Mutter, überglücklich, ihren Ältesten wieder in die Arme schließen zu können, bekochte ihn sogleich mit seinen Lieblingsspeisen. Als der Vater am Abend heimkam, verstand sie diesen dann zu besänftigen, und so konnte sich der Ausreißer noch einige Tage von Mama verwöhnen lassen, ehe er mit frischem Mut an die Braunauer Lehrstelle zurückkehrte.

Flachsspinnerei anzuwerben. Der 27-jährige, der schon mit dem Gedanken gespielt hatte, sich in Linz oder Salzburg selbstständig niederzulassen, nahm das Angebot an.

Die ersten Schritte zur Linzer Geschäftseröffnung wurden 1862 jäh blockiert, denn die Johann von einer alten Braunauer Tante für diesen Fall fest versprochene finanzielle Starthilfe blieb plötzlich aus; die Dame, ehemalige Handarbeitslehrerin, knüpfte die Übergabe des verbindlich erwarteten Kapitals mittlerweile nämlich an die für Wimhölzel unannehmbare Bedingung, bei ihm Wirtschafterin und damit Hausgenossin zu werden. Da sprang Johann das Geschick rettend bei, in Gestalt seines ersten Dienstgebers Grassl, der durch Zufall von der Sache erfahren hatte und ihm die benötigte Summe kurzerhand vorstreckte. Für diese großzügige Hilfe bewahrte Wimhölzel seinem einstigen Lehrherrn zeitlebens ein dankbares Gedenken.

Geschäftsmann in Linz

In der prominent gelegenen Schmidtorstraße 6 eröffnete der junge Johann Evangelist Wimhölzel, Bauernsohn aus Stempfen im Innviertel, noch 1862 sein eigenes Linzer Geschäft. Er hatte sich für die Stadt entschieden, da Linz das größere Handelszentrum war und er hier bessere Konditionen für seine ausgedehnten Tätigkeiten vorfand. Mit freudigem Eifer gab er sich nun der Arbeit hin, und rückblickend bezeichnete er diese Jahre als die „geschäftswütigsten" seines Lebens.

Damals schon zeigte sich an Wimhölzel jene ausgeprägte Eigenschaft, die seinen Aufstieg zu höchsten Ehren und Ämtern entscheidend begünstigen sollte: Hatte er einmal einen Entschluss gefasst, so führte er ihn mit kraftvollster Energie und unbeugsamer Zielstrebigkeit auch aus – vielleicht ein Merkmal des, besonders den Innviertlern gern nachgesagten, „Dickschädels". Die Leidenschaft, mit der er dem Kaufmannsberuf nachging, dokumentiert u. a. sein in Hinkunft häufig wiederholter Ausspruch: „Wenn ich noch einmal zur Welt komme, werde ich wieder Kaufmann."

Mut, Entschlossenheit und Flexibilität waren auch seinerzeit unerlässliche Basis für geschäftlichen Erfolg. Oft erzählte Johann seinen Kindern später von den beschwerlichen Fahrten z. B. hinauf ins obere Mühlviertel; von einer dieser Reisen, die ihn im Winter unter widrigsten Verkehrsverhältnissen bis nach Ulrichsberg geführt hatte, war er schwer krank zurückgekehrt, mit Blattern behaftet. Doch er überstand die Krankheit, die weder Narben noch sonst Folgen hinterließ. In das Jahr 1870 fällt die Episode, die um ein Haar den geschäftlichen Ruin bedeuten hätte können und zugleich demonstriert, welche Risken Kaufleute auch „anno dazumal" auf sich zu nehmen hatten: Für die bayerische Armee hatte Wimhölzel eine Großlieferung übernommen. Es waren Gradl (fester Stoff mit eingewebtem Fischgrätmuster), Zwilch, Leinen usw. in einer bestimmten Breite zu liefern. Schon die Beschaffung der Ware erwies sich als überaus schwierig, da die betreffenden Lieferanten ziemlich „ausverkauft" waren. Wimhölzel musste selbst ins Mühlviertel zu den entlegensten Webern reisen, allerdings war die bestellte Breite nicht mehr zu haben. Da kam er auf die Idee, die Stoffe noch ein-

mal bleichen zu lassen, und zwar nicht der Länge, sondern der Breite nach, wodurch das benötigte Maß erreicht wurde. Dies aber verzögerte die Lieferung, und nur mit Mühe gelang es Wimhölzel, den von ihm begleiteten Güterwaggon bis nach Salzburg zu bringen. Dort erfuhr er zu seinem Schrecken, dass die Zollschranken bereits gesperrt seien. Nun setzte er alle Hebel in Bewegung und ließ vor allem seine Salzburger Beziehungen spielen, sodass die Ware, auch dank eines glücklichen Zufalls, im letzten Moment doch noch über die Grenze und an den Bestimmungsort gelangen konnte.

Familiengründung und harte Schicksalsschläge

Am 24. April 1869 vermählte sich Johann mit der 21-jährigen Anna Poche, Tochter des Cajetan Poche und Enkelin des im damaligen Linz hoch angesehenen Mathias Radler (1797–1877), jenes Mannes, der als Chef der Firma Wenzl-Hoffelner in der Rathausgasse Wimhölzel neun Jahre zuvor aus Salzburg nach Linz geholt hatte. Der äußerst harmonischen Verbindung entsprossen vier Kinder, Alfred, geb. 1872, Robert, geb. 1873, Johanna Eleonore, Geburtsdaten nicht ermittelbar, und Arnold Cajetan, geb. 1877, doch im März 1881 verstarb Anna nach schwerem Leiden im Alter von nur 34 Jahren. Der Witwer heiratete nie mehr, es widerstrebte ihm, seinen Kindern eine Stiefmutter zu geben. Von der schmerzlich vermissten Gattin sprach er bis zuletzt in den zärtlichsten und liebevollsten Worten.

1877 hatten die Eheleute das Haus Schmidtorstraße 7 erworben, wohin Johann sein Geschäft, das im Haus vis-a-vis etabliert gewesen war, bald verlegte. Das Nachbarobjekt Annagasse 4 baute er 1884 dazu.

1896, fünfzehn Jahre nach dem Verlust der Gattin, musste Wimhölzel auch den frühen Tod von Sohn Robert hinnehmen, ein weiterer, massiver Schicksalsschlag, der wohl zu seinem eigenen relativ vorzeitigen Ableben beigetragen haben dürfte.

Öffentliche Spitzenpositionen

Wie schon erwähnt, bekleidete Johann Evangelist Wimhölzel als hochgeachteter Unternehmer und profilierter Exponent der liberalen Partei eine große Anzahl von Ämtern und Ehrenämtern. Seit 1871 Mitglied, wurde er 1878 zum Präsidenten der oö. Kammer für Handel und Gewerbe gewählt, welches Amt er bis zu seinem Tod im August 1900 innehatte. Mit dem Avancement zum Linzer Bürgermeister am 18. April 1885 erklomm Wimhölzel den Zenit seiner politischen Karriere. Nach Ablauf der ersten, dreijährigen Periode zweimal wiedergewählt, verblieb er in dieser Funktion bis zum 30. Mai 1894.[5]

Als Handelskammerpräsident und Stadtoberhaupt entrierte Wimhölzel mit Weitblick und Effizienz u. a. die Verbesserung des lokalen Transport- und Verkehrswesens; so wurde unter sei-

[5] Seine Demission als Stadtoberhaupt erfolgte nicht per Abwahl, sondern freiwillig: Die zusätzliche Bestellung zum Handelskammer-Mandatar für den Wiener Reichsrat hatte immer wieder Wimhölzels mehrtägige Anwesenheit in der Kaiserstadt erfordert. Und die daraus resultierende häufige Abwesenheit von Linz ließ sich seiner Meinung nach mit den Pflichten als Bürgermeister auf Dauer nicht vereinbaren.

ner Ägide der ungünstig auf den Süd- und Westbahnhof aufgeteilte Linzer Frachtenbahnhof neu geschaffen und zusammengeführt. Zukunftsorientierte Aufmerksamkeit widmete Wimhölzel auch verkehrstechnischen Problemen überregionalen Charakters. Trotz seiner zentralen Lage an den Handelsrouten zwischen Böhmen und den Alpenländern wurde Linz bei der Konzeption des ersten Eisenbahnnetzes von Wien aus vernachlässigt; diese, den „Anschluss" im wahrsten Wortsinn bedrohende, Benachteiligung suchte er als Bürgermeister nach Kräften zu verhindern, indem er sich für den Bau der Kremstal- und der Mühlkreisbahn vehement einsetzte. Das letztgenannte, 1889 vollendete, Vorhaben stellte für die k. k.-Planer die bislang schwierigste Herausforderung überhaupt dar. Urfahr war damals noch Kopfstation, auch für den Güterverkehr, und so mussten die Frachten von dort mittels Fuhrwerken zum Linzer Bahnhof gebracht werden. Auf maßgebliches Betreiben Wimhölzels kam es daher zur Errichtung der zweiten Donaubrücke – neben der Zentralisierung des Frachtenbahnhofs eines der wichtigsten Linzer Großprojekte im ausgehenden 19. Jahrhundert. Nicht unerwähnt bleibe, dass auch ein Gutteil der städtischen Parkanlagen (Vorläufer des „Grünen Linz"), ausgedehnte infrastrukturelle Maßnahmen wie Kanalbauten oder das Linzer Schlachthaus zu Wimhölzels Amtszeit in Angriff genommen bzw. realisiert wurden.

„… in dankbarer Anerkennung der unvergänglichen Verdienste um das Zustandekommen der Mühlkreisbahn und um die Entwicklung der Stadt Urfahr …" wurde Johann Evangelist Wimhölzel bereits am 28. September 1886 zum [Urfahraner] Ehrenbürger ernannt. 1891 schloss sich die Stadt Linz mit der gleichen Würdigung an.

Zu den bereits ausgewiesenen Ämtern etc. kommen folgende Funktionen, Ehrenstellen und Titel: Mitglied des Landesschulrates, Linzer Gemeinderat (bis 1897), Direktions-Vorstand der Städtischen Sparkasse, Verwaltungsausschuss der öffentlichen Handelsakademie, Handelsgerichtsbeisitzer und Protektor des oö. Gewerbevereines, Ritter des k.k. österr. Franz-Joseph-Ordens FJO (1881), Ritter des Ordens der Eisernen Krone EKO III. Klasse (1892). Die Benennung des zwischen Franckstraße und – bezeichnenderweise – Mühlkreisautobahn verlaufenden Verkehrsweges als *Wimhölzelstraße* geht auf das Jahr 1914 zurück.

Den beiden Söhnen Alfred[6] und Arnold ein großes Vermögen hinterlassend, verstarb Johann Evangelist Wimhölzel am Abend des 15. August 1900, noch nicht 67-jährig, nach schwerer Krankheit.

Der damalige Linzer Bischof Dr. Franz Maria Doppelbauer hatte den Altbürgermeister des Öfteren am Krankenlager besucht und sodann den Kondukt auf dem Barbarafriedhof selbst angeführt – stellvertretend sichtbares Zeugnis des Respekts und der Hochschätzung für einen ganz außerordentlichen Mann, der sich in wechselvoll bewegter Epoche primär durch eigenen

[6] Alfred, der ältere Sohn, schrieb 1933 den Lebenslauf J. E. Wimhölzels nieder. Der Biografie ist zu entnehmen, dass er sich mit dem Vater überworfen und dies später „sehr bereut" hat.

Das in neugotischem Stil gestaltete Grabmal auf dem Linzer Barbarafriedhof.

Fleiß und beispielhafte Tüchtigkeit vom kleinen Innviertler Bauernbub zu einer der ersten Persönlichkeiten jüngerer Linzer Stadtgeschichte emporgearbeitet hat und darin einen bleibenden Platz behauptet.

Quellen

Altes Grundbuch Braunau und Mattighofen

Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kurbayern, Geheimes Landesarchiv 1024

„Die Linzer Gemeindemandatare", S. 281

Landesarchiv Linz, altes Grundbuch

Lebendiges Linz, Jg. 3, Nr. 18, S. 11, Namen der Vergangenheit, Sissy Oberlik: Johann Evangelist Wimhölzel (1833–1900)

Lebenslauf meines Vaters, aufgezeichnet von Alfred Wimhölzel, Archiv der Stadt Linz

Wikipedia: Johann Evangelist Wimhölzel, Archiv der Stadt Linz, aus: Fritz Mayrhofer (Hg), Walter Schuster (Hg): Linz zwischen Revolution und Weltkrieg, 1848–1918. Verlag Archiv der Stadt Linz, 2005, S. 22

Zwanzig Jahre OÖ Forum Volkskultur: Ein Rückblick in Freude und Dankbarkeit

Von Hans Samhaber

Ja damals! … Vor zwanzig Jahren. Das Institut für Volkskultur bildete noch eine selbstständige Abteilung im Bereich der Gesamtkultur unseres Bundeslandes, und kein anderer als Abteilungschef Hofrat Dr. Dietmar Assmann war es gewesen, der 1992 die Idee zur Gründung des OBERÖSTERREICHISCHEN FORUMS VOLKSKULTUR lancierte. Begeistert machte Dr. Josef Pühringer als Kulturlandesrat den Gedanken zu seinem eigenen Anliegen, und die Vertreter der volkskulturellen Verbände zeigten sich sogleich als motivierte Mitstreiter. Wenn bei so vielen Kräften das Wollen und das Miteinander gelten, steht einem positiven Start nichts mehr im Wege.

Am 17. Juni traf man sich im Landeskulturzentrum Ursulinenhof zur ersten gemeinsamen Aussprache. Das Protokoll vermeldet: *In einer kurzen Einführung umreißt Dr. Pühringer die Bedeutung eines Zusammenschlusses der volkskulturellen Verbände. Wichtig ist eine gemeinsame Darstellung der volkskulturellen Anliegen nach außen hin, eine qualifizierte Arbeit und ein gemeinsames Vorgehen gegen eine missbräuchliche Verwendung unserer Volkskultur … Durch den Zusammenschluss der Verbände soll der Kontakt untereinander intensiviert werden. Volkskultur ist ein wichtiger Bereich der Landeskultur, spielt aber auch im Europa der Regionen eine wichtige Rolle. Es soll keine europäische Einheitskultur entstehen, sondern die Vielfalt und Eigenheit sind zu bewahren.*

Bei Wahrung der Selbstständigkeit der einzelnen Mitgliedsverbände ging es darum

- die gemeinsamen Interessen zur Stärkung und Weiterentwicklung der Volkskultur in Oberösterreich und die gegenseitige Information zu intensivieren;
- die rechtlichen, finanziellen und organisatorischen Bedingungen für die Belange der Volkskultur zu verbessern;
- durch ein gemeinsames Auftreten die Volkskultur im Bewusstsein der Bevölkerung, bei öffentlichen Stellen und vor allem auch bei den Massenmedien besser und stärker zu verankern:
- kooperative Projekte zu erarbeiten und durchzuführen.

Bei der Sitzung am 1. Oktober 1992 einigte man sich auf die Organisationsform einer losen Arbeitsgemeinschaft. Auf Vorschlag von Anneliese Ratzenböck wurden Hans Samhaber als Vorsitzender und HR Dr. Karl Pömer als sein Stellvertreter einstimmig gewählt: Aus Gründen der öffentlichen Wirksamkeit wurden die Funktionsbezeichnungen dann bald auf „Präsident" und „Vizepräsident" geändert. Hinzu gesellten sich 1993 in einem Arbeitsausschuss Fritz Hagendorf und Josef Hirz (Schriftführer), Walter Kump (Kassier), Dr. Gerhard Gaigg (Pressereferent) und HR Assmann (ab 1997 Dr. Alexander Jalkotzy). Von unschätzbarem Wert war es, dass

die Abwicklung der organisatorischen Geschäfte und der finanziellen Angelegenheiten beim Institut für Volkskultur lag. Wie sonst hätte ein derart das ganze Land erfassendes „Werkl", ausnahmslos getragen von Ehrenamtlichen, zu laufen beginnen und entsprechend funktionieren können!

Wo Menschen mit Begeisterung an einem Strang ziehen, sprießen Gedanken wie aus einem frischen Quell und entwickeln sich zu konkreten Plänen. Die brennendste Frage zu Anfang war, wie man den Zusammenhalt der einzelnen Verbände und ihre aktive Mitwirkung am besten gestalten sollte. Man einigte sich darauf, neben dem gewählten Vorstand einen Leitungsausschuss aus je einem von jedem Verband nominierten Vertreter zu installieren und sich mindestens zweimal im Jahr zu treffen. So war der Informationsfluss garantiert und die Mitsprache aller Verbände gewährleistet. Dieses Konstrukt hat sich hervorragend bewährt und hält bis heute. Es liegt in der Natur der Sache, dass der Vorstand sehr bald um zusätzliche Funktionsträger und Beiräte erweitert und dem mehrfach geäußerten Wunsch Rechnung getragen wurde, die lose Arbeitsgemeinschaft in einen Verein umzuwandeln (1995).

Aus der Idee ist ein Dachverband mit über 100.000 Aktiven in folgenden 24 Verbänden geworden (Stand 2012):

OÖ. Blasmusikverband
Chorverband Oberösterreich
Österreichischer Arbeitersängerbund, Landesgruppe Oberösterreich
OÖ. Volksliedwerk
OÖ. Goldhauben-, Kopftuch- und Hutgruppen
Heimat- und Trachtenvereine OÖ
Verband der Heimat- und Trachtenvereine Salzkammergut
OÖ. Prangerschützenverband
Landesverband der Bürgergarden und Schützenkompanien
Amateurtheater Oberösterreich
Verband Österreichischer Amateurfotografenvereine, Landesverband OÖ
Arbeitsgemeinschaft österreichischer Lichtbildner
Stelzhamerbund
Arbeitskreis Freunde der Volkskunst
Landesverband Oberösterreich des Verbandes der Krippenfreunde Österreichs
Arbeitskreis für Klein- und Flurdenkmalforschung
Verband OÖ. Freilichtmuseen
OÖ. Volksbildungswerk
OÖ. Heimatwerk – Trachten, Tradition und Brauchtum GmbH
Landjugend OÖ
Verbund oberösterreichischer Museen
Arbeitsgemeinschaft Regional- und Heimatforschung OÖ
Salzkammergutverband der Vogelfreunde
Kulturverein der Heimatvertriebenen in Oberösterreich

Erlebnis Volkskultur war der Titel einer neuen Veranstaltungsreihe, die vom 1. bis 10. Oktober 1993 die einzelnen Verbände im ganzen Land abwickelten. Wirkliches Neuland wurde damit ja eigentlich nicht betreten, da derartige Veranstaltungen bereits damals Gepflogenheit zahlreicher Vereine waren. Zudem war es offensichtlich nicht gelungen, die Medien intensiver einzuspannen. Ein zweiter Versuch im Jahr darauf gelang etwas besser, von einem Durchbruch konnte freilich noch keine Rede sein. Die Stimmen derer, die weg wollten von der Vielzahl an Veranstal-

tungsorten und die Konzentrierung auf einen einzigen vorschlugen, wurden in der Folge immer lauter. Wo aber den Ort finden, der in der Lage ist, ein großes Fest auszurichten, bei dem sich an einem Tag alle Verbände publikums- und medienwirksam präsentieren können? Wer hat die Räumlichkeiten, die Erfahrung, das Personal zur Organisation einer solchen Großveranstaltung? Ich erinnere mich noch an das Gespräch im engsten Kreis, als ich nur ratlos mit den Schultern zuckte und mehr humorvoll als ernst gemeint in die Runde sagte: „In unserem kleinen St. Marienkirchen a. H. können wir es nicht machen, das ist doch allzu klein." „Warum nicht?" entgegnete HR Assmann, und HR Pömer pflichtete Mut spendend bei. So war der Ort für den „Tag der Volkskultur", wie er inzwischen heißen sollte, gefunden. Bald einigten wir uns aber auf den Titel *Fest der Volkskultur*, der sich im Lauf knapper zweier Jahrzehnte zu einem regelrechten Markennamen entwickeln sollte. Noch heute denke ich mit großer Freude daran, wie damals der Bürgermeister, die Gemeindevertretung und die ganze Bevölkerung unseres kleinen Innviertler Ortes am nördlichen Hausruckrand mit Begeisterung als Mitarbeiter eingestiegen sind und das Fest voll Stolz zu dem ihrigen machten. Schulklassen und Turnsaal, Bauernhöfe und Lagerhaus, kleine Gastzimmer und ein alter Gasthaussaal, der Dorfplatz und die Kirche, Vereine und Einzelpersonen … alles bot sich an, alle arbeiteten mit, alle sehnten den Tag herbei.

Die Volkskultur lebte an diesem Tag, dem 29. Oktober 1995, dem Tag des *1. Festes der Volkskultur*. Die Sonne lachte vom Himmel, und die Gesichter strahlten mit um die Wette, als Landeshauptmann Dr. Pühringer in die begeisterte Menge hinein rief: „Heute ist St. Marienkirchen die Hauptstadt der Volkskultur." Bis lang in die Nacht hinein wurde nach dem offiziellen Schlussfest im Gasthof und auf den Straßen noch musiziert und gesungen …

Die Volkskultur lebte, das hatten an diesem Tag die mehr als 1000 Besucher mit Leib und Seele erfahren. Ein neues Fest war geboren, und es sollte sich von diesem kleinen Anfang mächtig weiterentwickeln. Schon im folgenden Jahr fand das 2. Fest der Volkskultur wiederum in derselben Gemeinde statt, und HR Pömer schlug vor, es künftig überhaupt hier zu belassen. Es setzte sich dann aber doch die Meinung durch, die Art dieser Festgestaltung weiter ins Land hinauszutragen. Und es dauerte auch nicht lang, da trafen von verschiedenen Gemeinden Bewerbungen um die Ausrichtung des nächsten Festes der Volkskultur ein. So folgten Laussa (1998), Wallern (2000), Hirschbach (2002), Andorf (2004), Steinhaus (2006), Bad Goisern (2008), Kirchberg ob der Donau (2010) und Kopfing (2012). Von Anfang an lag der inhaltliche Schwerpunkt darin, jedem unserer Verbände die Möglichkeit zur Präsentation zu bieten. Es ist ein prächtiges Zeichen lebendiger Volkskultur, beobachten zu können, wie man bestrebt ist, immer neue Wege zu finden und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Unglaubliche Kräfte werden geweckt und wirken zusammen: das Umfeld der Gemeinde, Eigenarten des Landstrichs, Lokalkolorit und spezielle Fähigkeiten der Bewohner, Hingabe und Selbstbewusstsein, Bürgermeister, Gemeinderäte und Ausschüsse, Vereinsvertreter, Pfarrer und Kirchenchor, Künstler, Lehrer und Schulkinder,

Persönlichkeiten jedes Standes … Es ist immer wieder ein beeindruckendes Erlebnis, bei den Vorbereitungsgesprächen dabei zu sein und die Begeisterung für unsere Volkskultur zu erleben – aus Freude, aus dem Bedürfnis heraus mitzuwirken. Niemand bekommt etwas dafür. Und das in unserer Zeit! Immer mehr Besucher kamen zu den Festen, immer mehr Mitwirkende boten sich an, immer öfter erhielt die Volkskultur verstärktes Medienecho, und damit stieg natürlich auch unser Selbstvertrauen.

Doch nichts geht von alleine, es müssen immer mehrere Komponenten zusammenwirken. Für das Forum Volkskultur war es von entscheidender Bedeutung, dass der Herr Landeshauptmann im zeitlichen Vorfeld jedes Festes zusammen mit dem Forum zur Pressekonferenz lud und so eine optimale Bewerbung sichergestellt wurde.

Als besonderer Glücksfall erwies sich die Einführung der Abendsendung *Gsunga und gspielt – Radio Forum Volkskultur* (jeweils Mo–Fr) im Landesstudio OÖ des ORF. Der ehemalige Chef der Volkskulturabteilung Klaus Huber hatte mich eines Tages mit der Frage überrascht: „Was hältst du davon, wenn wir die volksmusikalische Abendsendung unter dem Titel *Radio Forum Volkskultur* laufen lassen, volkskulturell Aktive zu Interviews einladen, sie aus ihren Erfahrungen erzählen lassen und Veranstaltungen bewerben?" Etwas Schöneres und Besseres hätte uns nicht passieren können. Abgesehen davon, dass nun der Wortlaut „Forum Volkskultur" täglich im Radio zu hören war, war uns plötzlich ein unbezahlbares Podium geschenkt. Dafür haben wir zu danken. Dank gebührt allen Verantwortlichen im ORF Oberösterreich und vor allem auch den Moderatoren, die sich um das wachsende Ansehen unserer Volkskultur große Verdienste erwarben. Namen wie Dr. Franz Gumpenberger, Sandra Galatz, Walter Egger, Herbert Groß, Greta Hauptmann und andere sind mit dem Erfolg dieser Sendung bleibend verknüpft. Mit Günter Hartl, der als Nachfolger von Klaus Huber die Tradition der Sendung fortsetzte und sich auch sonst sehr aufgeschlossen für unsere Belange zeigt, ist desgleichen eine ersprießliche Zusammenarbeit gegeben. Immer wieder hat das Landesstudio Oberösterreich auch zu Podiumsdiskussionen und anderen Veranstaltungen mit volkskulturellem Bezug geladen, die neben dem Hörfunk auch im Fernsehen Niederschlag fanden. Zu hoffen bleibt, dass der Volkskultur in künftigen Programmschemata ebenfalls der gebührende Platz eingeräumt wird.

Bereits bei der 1. Sitzung des Leitungsausschusses am 1. Oktober 1992 hatte man die regelmäßige Abhaltung einer umfassenden *Jahrestagung* mit Themenschwerpunkten unter Beteiligung von Vertretern jedes Verbandes beschlossen. Was damals wie ein Wunschtraum klang, entwickelte sich zu einem der tragenden Jahrestermine. Kompetente Referenten, Möglichkeit zu vielseitiger Aussprache, Begegnung mit akademisch ausgebildeten Volkskundlern und solchen, die aus der Fülle ihrer täglichen volkskulturellen Praxis schöpfen, Sammeln von Erfahrungswerten und freundschaftliches Zusammensein werden jedes Jahr aufs Neue zum Erleben für zwei Tage, die unglaublich viel Kraft und neuen Schwung vermitteln. Tagungsorte wie LFI Linz, Schloss Puchberg und seit 1995 das Stift Reichersberg

sorgten und sorgen für entspannte und heimelige Atmosphäre als wesentliches Element zum Erfolg. Die folgende kleine Auswahl an Themen und Referenten soll einen kurzen Einblick in die inhaltliche Ausrichtung der Jahrestagungen geben:

1993	Dr. Ulrike Kammerhofer, *Volkskultur als Grundlage kultureller Entfaltung*
1994	Univ-.Prof. Dr. Walter Hartinger, *Volkskultur = Regionalkultur in engen Grenzen?*
1995	Univ.-Prof. Dr. Helmut Renöckl, *Unsere Identität in einer multikulturellen Gesellschaft – Heimat als Thema der volkskulturellen Verbände*
1996	Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin, *Gesellschaft und Brauchtum*
1997	HR Dr. Karl Pömer, *Die Kunst im Spannungsfeld von Freiheit und Ordnung*
1998	Dr. Franz Rohrhofer, *Die Verantwortung der Medien in unserer Gesellschaft*
1999	Wolfgang Schlag, *Die Vernetzung der Volkskultur am Beispiel Hörfunk – ein multifunktionales und multikulturelles System*
2000	Dr. Hans Haid, LR Dr. Walter Aichinger, Ernst Schusser (Bayern), Bernadette Wakolbinger, *2000 neue Wege in der Volkskultur*
2001	Erzbischof Dr. Alois Wagner, *Solidarität und Ehrenamt*
2002	Mag. Wolf Dorner, *Kultur und soziale Kompetenz aus der Sicht der praktischen Arbeit*
2003	Dr. Hubert Feichtelbauer, *Was sind Werte noch wert?*
2004	HR Dr. Dietmar Assmann, *Ausdrucksformen der Volksfrömmigkeit*
2005	Dipl.Ing. Wolfgang Danninger, *Brauchen wir Dorfentwicklung?*
2006	Dr. Adelheid Schrutka-Rechtenstamm, *Auf der Suche nach Heimat*
2007	Univ.-Prof. Dr. Walter Hartinger, *Leben mit Bräuchen auch heute?*
2008	Mag. Andreas Gruber, *„Mitgebracht" – Betrachtungen zu Migration und Integration*
2009	Dr. Gexi Tostmann, *Das Gwand – zurück in die Zukunft*
2011	Dr. Petra Streng, *Wo drückt der Schuh? Volkskultur zwischen Tradition und Moderne*

Zeichen der Zeit: Auch die Jahrestagung ist inzwischen teilweise dem Sparstift zum Opfer gefallen. Sie soll nur noch jedes zweite Jahr stattfinden. Nach den bisherigen, großartigen Erfahrungen wäre die Rückkehr zum Einjahresrhythmus m. E. aber doch dringend zu überlegen.

In dem Bestreben, den Wert der Volkskultur zu steigern und sie als Segment der Gesamtkultur auch im Blickfeld der Öffentlichkeit zu etablieren, war es unbedingt notwendig, Fortbildung nicht nur im fachspezifischen Bereich der Verbände anzubieten, sondern von Grund auf die Fragen und Probleme der modernen Zeit anzusprechen und die dafür notwendigen Einstiege und Schulungen bereitzustellen.

Die Initiative zur Installierung einer *Akademie der Volkskultur* ist das unbestreitbare, nachhaltige Verdienst des damaligen Volksbildungswerk-Obmannes Konsulent Johann Pammer. Von seiner Idee rundum angetan, gingen wir postwendend an die Programmplanung bzw. -Ausarbeitung. Den organisatorischen Part sollte das Volksbildungswerk

übernehmen, für die inhaltliche Ausrichtung ein Akademiebeirat verantwortlich zeichnen. Was 1999 erstmals angesprochen wurde, das stand bereits im Herbst 2000, mit materieller Unterstützung des Landes, vor der Verwirklichung.

Ein Rückblick auf die ersten zehn Jahre seit Bestehen der Akademie zeigt, dass 618 Kurse mit rund 1000 Kurstagen veranstaltet wurden. 10.797 Menschen haben daran teilgenommen. 100 zertifizierte Heimatforscher/innen, 109 Museumskustod/innen und 208 Absolvent/innen der „Schule des Sehens" sind daraus hervorgegangen. Allein im Arbeitsjahr 2011/2012 wurden insgesamt 61 Kurse angeboten.

Die Agenden der Akademie ruhen im Wesentlichen auf fünf Säulen:

1. Heimatforschung und Landeskunde
2. Regionalkultur
3. Kreativität
4. Vereinsarbeit
5. Diskussionsforen Volkskunde – Volkskultur

Eine Besonderheit des Programms ist die „Akademie auf Rädern": (Fast) alle Angebote der Akademie können ab einer Teilnehmerzahl von fünf Personen unabhängig vom Seminarort gebucht werden – die Akademie der Volkskultur organisiert die Seminare für jeden Ort in ganz Oberösterreich. Kosten und Preise werden je nach Seminarinhalt und Teilnehmer/innen vereinbart. Ein Angebot, das sich sehen lassen kann!

„Gut Ding braucht Weile!" Ein altes Sprichwort verkündet diese mit großem Wahrheitsgehalt gesegnete Volksweisheit. Sie trifft genau zu auf das *Haus der Volkskultur.* Schon im Protokoll der 1. Sitzung des Leitungsausschusses vom 1. Oktober 1992 – bei der Gründungssitzung also – hatte man ein derartiges Haus mit Nachdruck ventiliert. Auf der Suche nach geeigneten Objekten und nach hoffnungsvollen Ausblicken in Attnang-Puchheim und Aspach war es in der Stadt Ried mit dem damaligen Bürgermeister Dr. Nagele bereits zu einem ergiebigen Gespräch gekommen. Bei der Befragung der Verbände stiegen dann aber plötzlich Zweifel über Auslastung, Führung und Erhaltung auf, der anfängliche Schwung verlor sich allmählich. Einer der Hauptgründe: etliche Verbände hatten bereits ihren festen Sitz bzw. ihr eigenes Verbandslokal. Für Kurse und Seminare standen ohnehin Bildungshäuser des Landes zur Verfügung, und die noch offene Finanzierungsregelung schreckte zusätzlich ab. So vergingen die Jahre ohne weitere Anstrengungen, hatten wir und zahlreiche Verbände doch bereits im Linzer Ursulinenhof ein Büro vom Land Oberösterreich zugeteilt bekommen. Aller Sorgen enthoben, glaubten wir, in diesem prächtigen, ehrwürdigen Gebäude eine wunderschöne Heimstatt quasi für alle Zeiten „gepachtet" zu haben. Da tauchten Gerüchte auf, der U-Hof würde künftig ausschließlich von Organisationen mit zeitgenössischer Kulturarbeit belegt. Eines Tages war es wirklich so weit, wir mussten das Feld räumen. Aber! Landeshauptmann Dr. J. Pühringer und seine Berater hatten bereits Ersatz für uns gefunden, der mittlerweile gar nicht mehr als solcher gesehen wird, sondern zu einem echten Haus der Volkskultur mit unserer Geschäftsstelle geworden ist. Adresse: Promenade 33, 4021 Linz. Hier haben wir eine neue Bleibe gefunden, ein architektonisch schönes, gediegenes Quartier, ein echtes Haus der Volkskultur. Wir fühlen uns wohl hier und sind dankbar. Es gehört

Impressionen vom jüngsten Fest der Volkskultur, Kopfing, Oktober 2012. *Fotos: Franz Linschinger*

MOSER METZGER

eben auch zum Wesen der Volkskultur, Ruhe zu bewahren und sich beizeiten in Geduld zu fassen …

Der Vorstand 2012: Bei der Vielzahl an Aktivitäten bedarf es heute eines Teams von Mitarbeitern, Mitgestaltern, Mitdenkern. Die Generalsekretärin Dr. Elisabeth Mayr-Kern (Vorgänger in dieser Position Hubert Igelsböck), der Geschäftsführende Obmann Dr. Paul Stepanek (ehemaliger Landeskulturdirektorstellvertreter) und Dr. Alexander Jalkotzy (Leiter der Abteilung Volkskultur) sind die fachkompetenten Ansprechpartner, die heute dem Forumspräsidenten Herbert Scheiböck und seinen Vorstandsmitgliedern Karlheinz Sandner und Brigitte Heilingbrunner (Vizepräsidenten), Fritz Hagendorf und Peter Schaunberger (Kassiere), Dr. Thekla Weissengruber und Mag. Sandra Galatz (Schriftführer), sowie Rudolf Birnbaumer, OSR Christa Pauska und Martin Guntendorfer (Beiräte) tatkräftig zur Seite stehen.

Ja damals! … Mit diesen Worten begann der Beitrag *Zwanzig Jahre Forum Volkskultur.* Wenn ich heute an die Anfänge zurückdenke, überkommt mich immer ein Gefühl großer Dankbarkeit und ebensolcher Freude. Dankbarkeit, weil ich von Anbeginn dabei sein und an der Aufwärtsentwicklung des Forums vielfältig mitwirken durfte. Freude vor allem auch deshalb, weil ich dabei großartigen Menschen begegnet bin und viele von ihnen heute Freunde nennen darf. Ihre Fähigkeiten, ihren Einsatzwillen, gepaart mit Opferbereitschaft und ihre oft so vornehme Zurückhaltung haben sie vor mir ausgebreitet, ohne aufdringliche Gesten. Unsere so bunte und farbenprächtige Volkskultur hat sich mir in zahlreichen, vordem unbekannten Einzelheiten erschlossen und wunderbare, oftmals selige Augenblicke beschert. Es wurde mir bewusster denn je, dass Oberöster – reich, im besten Wortsinn wirklich reich an volkskulturellen Ausfaltungen ist. Ich erlebte, wie Volkskultur und Heimat eine Symbiose bilden. Das wurde mir besonders durch Gespräche mit Menschen klar, die einst aus ihrer Heimat vertrieben worden sind. Da ist nichts von Gefühlsduselei zu spüren, eher schon Angst, man könnte den Heimatbegriff nicht mehr ernst nehmen. Werte beginnen wieder zu leben, weil die Wurzeln nicht verdorrt sind. Als Mensch, der sich in der klassischen Musik daheim fühlt, werde ich auch dankbar, wenn ich im rechten Augenblick die Darbietung eines unserer zu Herzen gehenden Volkslieder erleben oder selbst mitsingen kann. Ich habe in dieser Zeit aber auch gelernt, dass sich alt mit neu verbinden lässt und neue Ausdrucksformen aus falsch verstandenem Traditionsbewusstsein nicht einfach abzulehnen sind.

Noch etwas habe ich gelernt: Der Wunsch, immer und überall genannt, hervorgehoben, wenigstens nicht vernachlässigt oder von Kulturschaffenden anderer Gattung doch nicht an den Rand gestellt zu werden, diese Haltung sollte uns nicht weiter beschäftigen. Was schön ist, Sinn und Gemüt erfreut, den zwischenmenschlichen Beziehungen dient und nicht vordergründig auf Effekthascherei abzielt, das ist schon an sich wertvoll. Dazu bedarf es oftmals nur weniger Augenblicke, die tief berühren können. Ich denke an einen solchen: In einer schönen, gotischen Landkirche lausche ich einem Jodler, vom Organisten und

der Flötistin zu Himmelsklängen verwoben, nur wenige Augenblicke, aber weit in den Tag hinein wirkend. Eine Melodie, einst einmal von einem einfachen Menschen erdacht und gesungen, und wieder gesungen. Eine unscheinbare Melodie, etwas Kleines, aber unendlich Schönes. Was ist klein, was ist groß? Meine Frau hat im letzten „Bundschuh" (ein periodisches Druckwerk des Rieder Volkskundehauses) einen Beitrag gestaltet unter dem Thema „Straßenkinder – über das ungeplante Stadtgrün". Darin führt sie aus: *Ungewollt, unerwünscht, störend, Ärgernis erregend ... was für die bedauernswerten menschlichen Straßenkinder gilt, das kann man auch von den Straßenkindern im pflanzlichen Bereich behaupten. Nur – bedauernswert sind die Letzteren nicht, im Gegenteil, sie verdienen unser Staunen und unsere Bewunderung.* Und dann beschreibt sie die zahlreichen Pflanzen, die sich trotz Asphalt und Pflastersteinen ihren Weg ans Licht mühsam errungen haben. Seltsam. Während ich dieses Bild weiter denke, fällt mir ein Gedicht von Emmy Grund in die Hände, das sich ebenfalls „Straßenkind" betitelt und mit dem gleichen Thema beschäftigt. Und während ich es wieder und wieder lese, kommt mir die Einsicht, dass es sich mit unserer Volkskultur zuweilen wohl ähnlich verhalten kann. Ich zitiere einige Zeilen dieses Gedichtes. Mögen sie jene trösten, die sich in unseren Volkskulturverbänden zumindest ab und zu vielleicht auch ein bisschen wie unbeachtete „Straßenkinder" fühlen.

Mit ein wenig Fantasie, Empathie und einem überzeugenden Lächeln, das Kunde gibt von der Freude an so vielen kleinen, unscheinbaren Köstlichkeiten unserer Volkskultur, werden die Verse des Textes zur Melodie, die dankbar stimmt.

... wie tapfer du dich durchgebissen
wie verwurzelt du bist
aufblühst
wenn die Sonne sich spiegelt in deinem Gesicht.

Und gern möchte ich den Schluss des Gedichtes als Rat weiterempfehlen:

Lobby will ich für dich sein, dich beschützen
kleine Blume an Rändern in Ritzen
lebst fraglos im Heute – den Bienen zur Freude
unbefangen, offen, blütenrein.

Über die Sehnsucht nach Beständigem in einer sich stark wandelnden Zeit

Am Beispiel der oberösterreichischen Landeshymne

Friedrich Ch. Zauner

Was bedeutet uns heutzutage eine Hymne?

Was eine Flagge? Was Orden und Abzeichen? Farben? Embleme? Was bedeuten dem Menschen von heute überhaupt noch Zugehörigkeiten?

Als Mag. Klaus Huber im Namen des Stelzhamerbundes mich anfragte, zum Festabend 60 Jahre OÖ. Landeshymne zu sprechen und ich nach einigem Zögern zusagte, kamen mir bald Bedenken. Was, überlegte ich, habe ich eigentlich zu einer Hymne zu sagen?

Im Lexikon liest es sich so: Ein Hymnus (griechisch „Tongefüge") in der deutsche Rückbildung eine Hymne – ist ein feierlicher Preis- und Lobgesang. Ausdruck hoher Begeisterung und kennt keine formalen Regelmäßigkeiten. Ferner ist sie in freien Rhythmen gehalten …

In der Antike galt sie als ein Preislied, das meist zur Kithara vorgetragen wurde und der Helden-, Götter- und Naturverehrung diente. In der Spätantike und im Mittelalter war sie eine einstimmige und vielstrophige geistliche Liedform, die im Gregorianischen Choral bis heute Verwendung im Stundengebet der römisch-katholischen Liturgie findet. In der evangelischen Kirchenmusik schuf Rudolf Mauersberger die Form eines *Trauerhymnus.* – Bekannt: „Wie liegt die Stadt so wüst". In der Dichtung ist sie – ein der Ode vergleichbares – Gedicht. Seit Klopstock bezeichnete man als Hymne ein feierlich-getragenes Gedicht mit ernstem, begeisterndem oder besinnlichem Inhalt.

Hymne ist auch das Kurzwort für die National- oder Landeshymne. Es gibt aber auch Unternehmenshymnen, Vereinshymnen, Farbenlieder, Clubhymnen, Parteihymnen, Partyhymnen usw. In der Kritik werden uneingeschränkt positive Urteile über Künstler und deren Werke auch als *Lobes-Hymnen* bezeichnet.

Etwas, wovon wohl kaum einer von uns je zuviel bekommen könnte.

Die Zeit, die das heutige Jubiläum betrifft, die frühen 50er-Jahre – ist wohl eine, die eigentlich eher nicht allzu große Freude an neuen Hymnen haben sollte. Der Zweite Weltkrieg eben vorbei, die Wunden noch frisch, die Erinnerung schmerzlich an eine Epoche, die wohl als die – im schrecklichen Sinn – „hymnischste" in unsere Geschichte eingehen wird. Für die, die sie noch selbst erlebt haben, es sind nur noch wenige, ich gehöre auch nicht wirklich dazu, mögen sie allmählich verblassende Erinnerungen geworden sein. Was bleibt, unvergessen, ist eine Flut von überschäumenden Bildern: Flaggen, Aufmärsche, Soldaten in Reih und Glied – unübersehbar. Parolen, die aus tausenden Mündern skandiert wie aus einem einzigen erklingen. Gesänge, die auch ohne jede technische Verstärkung Hallen, Plätze, ja ganze Stadien erfüllten.

Hymnen?

Ja, es waren wohl Hymnen, und solche, die der ursprünglichen, der griechischen Bedeutung des Wortes wahrscheinlich noch am nächsten kamen, und Hymnen, die auch 1952 noch nicht völlig verklungen sein konnten.

Was mag dazu bewogen haben, einem Land, das eine Zeitlang sogar seinen Namen verloren gehabt hatte und Oberdonau hieß, eine Hymne zu verleihen? Die Menschen vor 60 Jahren, müsste man annehmen, hätten Besseres zu tun gehabt. Immer noch waren die Verletzungen des Weltkriegs nicht überwunden, zerstörte Häuser mussten wieder aufgebaut werden, Straßen neu angelegt oder repariert, Geräte und Gegenstände, die während des Krieges nicht zu bekommen oder verschwunden waren, beschafft werden. Die Sehnsucht nach den Jahren der Entbehrungen sich endlich etwas gönnen zu können, führten, wie man es damals bezeichnete, zu einer Fresswelle. Sich satt essen, ohne Lebensmittelkarten einkaufen, das gehörte zu den simplen Freuden dieser Tage. Und überhaupt, es gab kaum eine Familie im ganzen Land, meine auch nicht, die von Kriegsopfern völlig verschont geblieben wäre. Die Kriegerdenkmäler geben immer noch beredt Zeugnis davon. – Unzählige Männer, Väter, Söhne, Brüder, waren im Krieg gefallen. Den Menschen damals dürfte *„Ich hatt einen Kameraden"* – im Grunde auch nichts anderes als eine Hymne – noch jahrelang schmerzlich in den Ohren geklungen haben.

Die Zeit vor sechzig Jahren: Albert Schweizer erhielt den Friedensnobelpreis, Österreich war noch von den Siegermächten besetzt, Leopold Figls legendärer Ruf „Österreich ist frei!" erschallte erst Jahre später vom Balkon des Bundeskanzleramtes. Die USA stellten die Marshall-Plan-Hilfe ein. Die DDR schaffte Schuss-Schneisen an der Zonengrenze, der Koreakrieg dominierte die Weltpolitik. Die „Pummerin", ein Geschenk Oberösterreichs an den Stephansdom, befand sich auf der Fahrt nach Wien. Bei den Olympischen Spielen in Oslo gewann Trude Jochum-Beiser den Abfahrtslauf der Damen, der Norweger Stein Eriksen den Riesentorlauf vor zwei Österreichern, und vor zwei Norwegern siegte der Österreicher Othmar Schneider im Slalom.

Und schon bin ich wieder beim Thema:

Wenn es die Hymnen noch nicht gegeben hätte, für den Sport hätte man sie extra erfinden müssen. Was wäre eine Siegerehrung, ohne dass Fahnen aufgezogen und ohne dass die Nationalhymne gespielt würde. Jener Sportler, der am schnellsten im Ziel ist, ist Erster – zum Sieger wird er erst durch die Ehrung. Unter der Flagge, eingehüllt von hymnischer Musik, die Medaille um den Hals, wird der Sieg über das Persönliche hinaus erhöht, wird vergoldet sozusagen und zu einer Angelegenheit für eine ganze Nation. – Wir haben gewonnen!

Es gibt wohl kaum einen Sportler, der in dieser Situation nicht von Rührung übermannt wäre, aber nicht nur er, sondern auch die Zuschauer.

In der Tat ist es ein imposantes Erlebnis, wenn in einem Fußballstadion von x-Zehntausenden die Hymne aus rauen, ungefügen Kehlen mitgesungen wird. Sogar die Fans der gegnerischen Mannschaft halten sich für die paar Minuten zurück und beginnen erst mit den letzten Akkorden wieder mit ihren def-

tigen, beleidigenden, oft jenseits allen Geschmackes liegenden Kampfparolen.

Ein umtriebiger Musikproduzent kam auf die Idee, die Bundeshymne der Deutschen rhythmisch und harmonisch so zu verändern, dass sie den Zuwanderern aus Asien, Afrika oder Südamerika vertrauter in den Ohren klinge.

Er erzielte freilich nicht den erwarteten Erfolg damit. Bei den Tests stellte sich heraus, dass die angesprochene Zielgruppe lieber bei der alten bleibt. Aber, zur großen Überraschung, äußerten sich viele der Befragten grundsätzlich positiv über die Hymne, sie gäbe ihnen, sagten vor allem auch jüngere Zuwanderer, ein Gefühl von Identität.

Wir leben in einem Zeitenwandel, dem umfassendsten seit dem Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Ein paar Beispiele mögen das vor Augen führen: Columbus entdeckte Amerika – Neil Armstrong setzte seinen Fuß als Erster auf den Mond. Der Buchdruck veränderte das alte Weltbild – wir haben heute alles Wissen allumfassend auf Knopfdruck im Internet zur Verfügung. Mit der Endeckung des Schießpulvers hatten seinerzeit die Ritter ausgedient, Kriege hörten dennoch nicht auf, es folgte sogar ein besonders grausamer, der Dreißigjährige – mit der Atombombe schienen Weltkriege unmöglich geworden zu sein, gekämpft wird weiterhin mit anderen Mitteln jede Minute des Tages irgendwo auf dem Globus. Mit dem mittelalterlichen Faust, Goethe hatte später daraus ein epochemachendes Werk geschaffen, wurde die Idee des Übermenschen als der Krone der Schöpfung geboren – heute beginnen wir zu begreifen, dass der Mensch im Gegenteil auch zum Zerstörer seiner Erde werden kann.

Die größte aller Umwälzungen brachte wohl der Humanismus, der den mittelalterlichen Menschen aus der Strenge des Katechismus „erlöste“ und ihm nach dem Bild eines geschönten, klassischen Griechenlands eine neue Weltsicht gab. Auf dieser Basis entwickelte Europa in den nachfolgenden Jahrhunderten eine zivilisatorische, geistige, künstlerische, technische und humanistische (also dem Menschenmaß angepasste) Kultur, wie sie die Menschheit im Guten wie im Bösen bis dahin noch nicht gekannt hatte. Als höchster Wert wurde die Fähigkeit des Menschen angesetzt, sich zu bilden und stetig weiterzuentwickeln. Die Gesellschaft sollte in einer fortschreitenden Höherentwicklung die Würde und Freiheit des Einzelnen gewährleisten. Die Abnabelung von den mittelalterlichen Vorstellungen ist unter anderem darin abzulesen, dass in all diesen hehren Zielen des Humanismus das Wort Gott nicht mehr vorkommt.

Das Ende des Ersten Weltkriegs, 1918, als ein provisorisches Datum des Zeitenwandels, erschütterte die Welt in ihren Grundfesten. Die Vereinigten Staaten von Amerika waren auf dem Sprung zur Weltmacht, Österreich-Ungarn zerfiel in kleine Nationalstaaten, die Grenzen in Europa mussten neu gezogen werden. Unsere und die nachfolgenden Generationen werden unter mannigfaltigen Geburtswehen Europa und hoffentlich friedlich, sozial und wirtschaftlich erfolgreich neu erschaffen müssen.

Gleichzeitig gingen auch eine Reihe von sozusagen für die Ewigkeit installierten Werten verloren. Pablo Picasso hatte die alte Malerei zertrümmert und Wege in eine neue aufgetan. James Joyce

hatte das Gleiche in der Literatur gemacht, Arnold Schönberg in der Musik. Für viele war das damals der Untergang des Abendlandes. Aber bildende Kunst, Literatur und Musik haben nicht aufgehört zu existieren, ihre Aufgaben sind allerdings andere geworden.

Der Adel hatte seine Funktion verloren, die Wirtschaft musste sich neuen Gegebenheiten anpassen, der Bauernstand büßte seine Dominanz auf dem Land ein. Menschenwürde, Respekt, Bildung, Verlässlichkeit, Sesshaftigkeit, Beruf, Berufung traten in den Hintergrund. In meinem Heranwachsen galten Vokabel wie Heimat, Treue, Liebe, Glaube als belastet und waren verpönt. Selbstverständlich auch Tradition und Hymne.

Alle Auswirkungen sind unmöglich bereits abzuschätzen, aber wir erleben tagtäglich, wie immer mehr Respekt abhanden kommt.

Für die Politik zum Beispiel – weil allzu viele Politiker den Bezug zum Volk verloren zu haben scheinen und bei den Menschen das Gefühl entsteht, als regierten bereits die Demoskopen.

Für Bankmanager, die Geldinstitute, Firmen, ganze Länder mit ihren gewagten Manipulationen in den Abgrund stürzen, selber aber fest an allen Sicherungsleinen hängen. (Vor Kurzem sind in Italien Wissenschaftler zu langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt worden, weil sie ein Erdbeben nicht richtig vorhergesagt hatten. Welche Strafen würde dieses Gericht wohl über fahrlässige Bankmanager verhängen?)

Unter Imageverlusten leidet auch die Schulmedizin, weil die Ärzte, höchstgebildete, mit perfekter Technik ausgestattete Götter in Weiß, die Wunder nicht zustande bringen.

Und die Religionen, weil sie Gott vielfach entmündigen, ihn zu einem allzeit gnädigen, verzeihenden, barmherzigen reduzieren, sozusagen zu einem Ganz-Jahres-Weihnachtsmann.

Und auch die Dichter, weil sie vorgeben, eine neue bessere Gesellschaft zu entwerfen, aber ihre privaten kleinen Miseren nicht zu bewältigen imstande sind.

Die Schule, die zu einem Dienstleistungsbetrieb geworden ist. Fehlen olympische Goldmedaillen, wird sie für das Heranzüchten von Jungsportlern verantwortlich gemacht, stammen in den Orchestern zu viele Streicher aus asiatischen Ländern, propagiert man die tägliche Geigenstunde. Ruft die Wirtschaft nach mehr Ingenieuren, streicht man halt den Zeichenunterricht. Haben die Eltern keine Zeit mehr für ihre Sprösslinge, wird die altehrwürdige Bildungsstätte Schule zur Kinderbewahranstalt.

Jeder Wandel ist ein geöffnetes Tor, verströmt Optimismus, lässt neue, ungeahnte Möglichkeiten zu. Bedeutet aber gleichzeitig auch, dass vieles Gute verloren geht, ausgesondert wird und an Bedeutung verliert. Die sympathische Annahme des Humanismus, der Mensch würde sich durch Bildung, Erfahrung und Auseinandersetzung mit den hehren klassischen Idealen ständig vervollkommnen, eine Idee, die Adalbert Stifters Roman „Nachsommer" durchzieht, hat sich als zu hoch gegriffen erwiesen. Ein Mensch, der, aus Zwängen und Verantwortungen befreit, als höchstes Ziel Selbstverwirklichung ansieht, wird wohl dem humanistischen Ideal kaum gerecht.

Dass es die Familie im herkömmlichen Sinn nicht mehr gibt – drei Genera-

tionen unter einem Dach, unauflösliche Beziehungen – hinterlässt eine Lücke, ohne Zweifel, aber weder die eifrigen Förderungen vonseiten des Staates, noch die Forderung Konservativer, strikt am überliefertem System festzuhalten, aber auch nicht die radikalen Experimente der 1968er-Generation haben brauchbare Lösungen gebracht. Wenn man Demokratie ernst nimmt, muss man hoffen, und ich tu das felsenfest, dass die Gesellschaft aus sich heraus jene Formen entwickelt, die ihr ein Weiterleben ermöglichen.

Fortschritt war die Hauptparole der Parteien in den Nachkriegsjahrzehnten, Wirtschaftswachstum ist das Zauberwort von heute. Weil man nicht wirklich bereit ist, die Natur ernst zu nehmen, die im Jahreskreis und in den Epochen vorzeigt, dass ein Zu- und Abnehmen, ein Werden und Vergehen der Motor des Lebens ist. Das Einzige, was nur wächst, ist der Krebs.

Unsere Gesellschaft setzt auf Flexibilität, Wandel, auf das ständig Neue.

Ist es nicht eigentlich ein Widerspruch in sich, dass immer mehr Menschen ihre augenblickliche Gestimmtheit unauslöschlich sich auf den Leib tätowieren lassen?

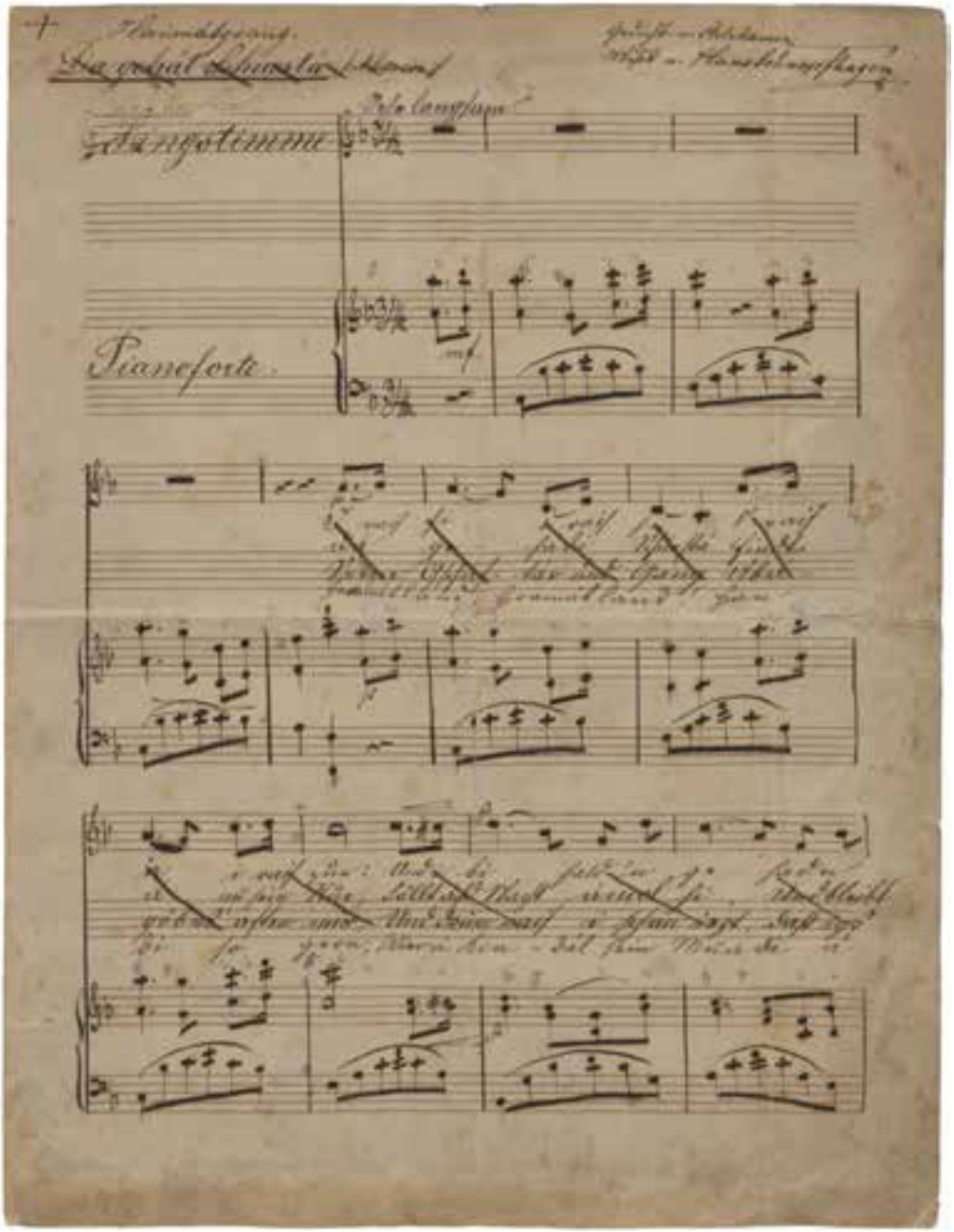
Der Vorfall ist noch nicht ganz aus der Erinnerung verschwunden: Ein russischer Bassist, der in seiner Jugend Mitglied einer Rockgruppe war, wurde für die Festspiele in Bayreuth engagiert. Es stellte sich heraus, dass er auf seiner Brust, vielfach überstochen, aber doch noch deutlich erkennbar, ein Hakenkreuz tätowiert hatte. Er musste entlassen werden. Für den Rocker damals war das Hakenkreuz wohl ein Ausdruck besonderer Provokation, einem Wagnersänger wäre ein tiefes B auf der Brust wohl besser angestanden.

Tja, diese unauslöschliche Sehnsucht nach Bestand und Beständigkeit in einer promiscuen Zeit …

Der richtige Dichter

Als Landeshauptmann Dr. Gleißner mit seinem Stab im Herbst 1952 sich auf die Suche nach einer geeigneten Hymne für Oberösterreich begab, hatte er Glück. Oder den richtigen Riecher. Oder gute Berater. Auf jeden Fall den richtigen Dichter. Franz Stelzhamer.

Ich muss mich an dieser Stelle als einen gnadenlosen Stelzhamerfan outen. Und das hat nichts damit zu tun, dass er wie ich Innviertler ist. Und es hat auch nichts damit zu tun, dass ich jede seiner geschriebenen Zeilen mag. Wer mich kennt weiß, dass ich Shakespeare verehre, weil er der Dichter von *Hamlet, König Lear* und des *Sommernachtstraumes* ist, der *Timon von Athen* und der *Perikles* fallen in die Kategorie der lässlichen Sünden. Bertolt Brecht wäre mir möglicherweise aufgrund seiner Haltung den Frauen und seiner eigenen Ideologie gegenüber eigentlich suspekt, aber er hat die *Mutter Courage* geschrieben, das wiegt viele seiner Schwächen auf.

Dem Stelzhamer wäre ich gern einmal an einem Biertisch gegenüber gesessen. Ob es eine ausladende, phantastische, unvergessliche Nacht geworden wäre oder nur ein kurzer Smalltalk, weiß ich nicht. Seine Literatur jedenfalls hat neben den Großen seiner Zeit Bestand. Dass er sich – angeblich, wer weiß das schon so genau – anfangs geniert haben soll, im Dialekt zu schreiben, tut da nichts zur Sache. Er hat der Muttersprache eine

Oö. Landeshymne: Partiturblatt (Autograph H. Schnopfhagen).

Schreibe gegeben und in seinen Liedern und Epen bewiesen, dass sie nach den gleichen Regeln funktioniert wie das Hochdeutsche. In seinen Novellen hat er viele Anleihen beim Zeitgeist gesucht, sein Temperament, seine Erzählfreude merkt man auch hier. Man kann sich nicht vorstellen, seine Texte zu lesen, ohne dabei zu gestikulieren. Im angestammten Dialekt hat er, ohne Anleihen nehmen zu müssen, Töne gefunden von einer Ursprünglichkeit, die bis dahin in Mundart unbekannt war. Generationen von Autoren haben von ihm gezehrt.

Durch die Fluktuation und das Chaos, das der 2. Weltkrieg hinterlassen hat, mit der Flüchtlingswelle, später mit den Zuwanderungen aus wirtschaftlicher oder politischer Not, die Italiener, die Ungarn, die Jugoslawen und neuerdings die Türken, gerät manches Überkommene aus dem Ruder. Und viele junge Menschen auf der Suche nach Arbeit oder auch nur aus Abenteuerlust verlassen ihre Geburtsorte. Landflucht hat man das seinerzeit genannt, heute braucht man gar kein eigenes Wort mehr dafür, so selbstverständlich ist es geworden. Viele bringen es mittlerweile auf zwei, drei unterschiedliche Heimaten. Logischerweise wird daher weniger über sie geschrieben und mit anderen Worten.

Bei Roswitha Zauner liest es sich so:

In diesem Land
 fällt
der Regen vom Himmel
auf die Erde,
der Wind bläst aus dem Fegefeuer.

In diesem Land
hat
 die Zukunft
Wurzeln.

Der Narr erzählt
 seine Weisheit
am Biertisch
und die Fische sind stumm.

Dieses Land
 atmet
mit den Gezeiten der Jahre.
Kein Stein wird
über dem anderen bleiben.

Das ist mein Land,
 hier
wachsen die Bäume
noch in den Himmel.

Bei Reinhard Fendrich klingts ein wenig klischeehafter und eitler „dei große Zeit is lang vorüber", aber er, Fendrich, „wenn es sei muas gonz ala" bekennt, „I am from Austria".

Als die Idee zur Hymne geboren wurde, hatte Dr. Gleißner mehrfaches Glück: Sie musste nicht in Auftrag gegeben werden, sie war da, und der Verfasser war ein Dichter. Hymnen, wie man sie kennt, haben die Aufgabe, das Land zu loben, alle seine Vorzüge einzuarbeiten, nichts zu vergessen und es möglichst allen recht zu machen.

Wir erleben das soeben bei der Bundeshymne: Die Töchter fehlen. Aber dem Land der Hämmer fehlen auch die Beamten und die Unternehmer. Und ob nicht statt der Dome besser – aber lassen wir das.

Stelzhamer hat ein Liebesgedicht geschrieben, eins an sein Hoamatl. Er brauchte nicht, tat es nicht, es war ja keine Hymne, die Schönheit der Städte und die hohen Berge und die tüchtigen Leute und die große Geschichte hervorzuheben. Als Innviertler, glaubt mir, ich weiß, wovon ich rede, wäre er durchaus

Foto: Franz Linschinger

in der Lage gewesen, etwas Markiges entsprechend auftrumpfend einfließen zu lassen. Er brauchte es nicht, es war ein Liebesgedicht auf die Heimat und diese hat es nicht nötig, um sie gern zu haben, die schönste, wichtigste und bedeutendste zu sein. Das Kinderl und s'Hünderl mag man aus der Zeit verstehen, es ist ja nicht einmal ein Diminutiv, es sind Worte, die dem Dichter einfach über die Lippen sprudeln und jeder, der mag, versteht sie richtig.

Mehrfach Glück, sagte ich, habe der damalige Landeshauptmann gehabt, und zwar weil das Gedicht im Dialekt abgefasst ist, sich daher noch näher am Menschen befindet und weil Stelzhamer seine Texte, wie er immer betonte, in obderenns'scher Volksmundart verfasste, er hatte somit – instinktiv – das gesamte Oberösterreich mit einbezogen. Neo-Oberösterreichern mag die Hoamat und ehnta und der Muadaleib nicht gar so leicht von den Lippen gehen, darin liegt aber schon wieder ein besonderer Charme.

Mehrfach Glück, sagte ich, weil auch die Musik dazu bereits vorhanden war. Hans Schnopfhagen hatte eine bezwingend volksliedhafte, alles Pathetische vermeidende Melodie geschaffen. Dass diese ursprünglich für ein anderes Gedicht Stelzhamers vorgesehen war, eins mit dem Titel „Da gehat Schuasta", ist eine Anekdote, die man erfinden müsste, wäre sie nicht wahr.

Und noch einmal Glück: Der Oberösterreicher ist heimatverbunden, liebt sein Land, da können sich die Politiker getrost einmal auf die Demoskopen verlassen, und er findet viele Gründe sein

Land zu lieben, in welcher Form er sein Bekenntnis ablegt, mag dem Wandel der Zeit unterworfen sein.

Ich habe am Anfang der Rede meine Skepsis dem Pathos, den Parolen, den Hymnen gegenüber ausgedrückt, wenn aber jetzt am Ende der Veranstaltung die oberösterreichische Landeshymne angestimmt wird, singe ich verlässlich kräftig mit.

[Druckfassung der Ansprache des Autors zum Festakt „60 Jahre OÖ. Landeshymne", gehalten am 28. November 2012 im Linzer Landhaus, abgeschlossen mit der gemeinsamen Intonation (Bild) u.a. im Beisein von LH Dr. Josef Pühringer.]

Die „SP"-Tischlerwerkstätte in Altmünster

Von Gunter Dimt

Aus gegebenem Anlass, dem hundertsten Geburtstag von Franz C. Lipp und dem zehnjährigen Bestehen des „Eggerhauses" in Altmünster, wird in der Folge die gekürzte Fassung eines Kapitels aus einer umfangreicheren Kulturgeschichte des Tischlerhandwerks am Traunsee vorveröffentlicht.

Die Hohe Stube im Eggerhaus

Mit seinem „Stubenbuch"[1] hat Franz Lipp, dessen Geburtstag sich 2013 zum hundertsten Male jährt, für Oberösterreich erstmals einen kulturhistorischen Überblick zum Wohnwesen in der Neuzeit geschaffen. Bäuerliches, aber auch bürgerlich-städtisches Wohnen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, nach Kulturlandschaften gegliedert, erfährt in diesem Buch eine exemplarische und zusammenfassende Darstellung.

Die Bedeutung der Stube, untrennbar mit dem alpinen süddeutsch-österreichischen Raum verbunden, hat seit dem Entstehen aus der Keimzelle, der hochmittelalterlichen Rauchstube, so manche Wandlung erfahren. Erst durch die am Beginn der Neuzeit einsetzende Aufspaltung[2] in eine Rauchküche und eine durch einen Hinterlade-Kachelofen beheizbare, und daher rauchfreie, Stube entwickelte sich eine eigene Stubenkultur in heutigem Sinn. Die damit einhergehende Wandlung der Funktions- und Sozialstruktur führte zur Schaffung neuartigen Mobiliars und das oft gleichzeitige Aufsetzen von Obergeschossen bewirkte einen zusätzlichen Innovationsschub. Denn nun wurde es möglich, Wohn- und Schlafstuben ohne den Alltags- und Arbeitscharakter, der den ebenerdigen Stuben oft anhaftete, mit feinerem Mobiliar auszustatten.

Ein markantes und besonders eindrucksvolles Beispiel für diese Entwicklung ist das alte Wohnhaus des „Egger obs Moos" in Altmünster, das als „Eggerhaus"[3] neben dem Kinderdorf in Altmünster wiedererrichtet wurde.

Das Obergeschoß dieses Hauses wird vom unteren Vorhaus über eine

---

[1] Franz Lipp, Oberösterreichische Stuben. Bäuerliche und bürgerliche Innenräume, Möbel und Hausgerät. Linz 1966.

[2] Hiezu unter anderem:
Gunter Dimt, Eine Haus- und Wohnform des 17. Jahrhunderts im Bereich des oberösterreichischen Ennstales. In: Mensch und Sachwelt, Festschrift für Franz C. Lipp, Wien 1978.
Ders.: Rezente Altformen des bäuerlichen Wohnhauses im oberen Pielachtal. In: Sammeln und Sichten, Beiträge zur Sachvolkskunde, Festschrift für Franz Maresch, Wien 1979.
Ders.: Der Stadlbauer in Windhag 1579–1979. In: Waidhofner Heimatblätter 5/1979, Waidhofen a. d. Ybbs 1979.

[3] Zum „Eggerhaus" sind neben mehreren Berichten in Printmedien bis jetzt folgende Veröffentlichungen erschienen:
Gunter Dimt, Egger obs Moos; Ein Beispiel interdisziplinärer Bauforschung. Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich Band 10, Linz 2000.
Ders.: Das Eggerhaus in Altmünster. Herausg. vom Kulturverein Eggerhaus, Eggerhaus-Publikation Nr. 1, Altmünster 2004.

steile, unten angewendelte, Stiege erreicht. Im Halbdunkel des oberen Vorhauses erkennt man linker Hand die Umrisse der niederen Bohlentüre zur „oberen" oder „hohen" Stube. Nach dem Betreten des Raumes, der von den aus der Blockwand ausgeschnittenen Fensteröffnungen nur spärlich erhellt wird, ist man sofort vom Gesamteindruck des Raumes gefangen. Zur Rechten stehen die beiden breiten „Gwandkästen", und im Hintergrund, an eines der kleinen Fenster in der Außenwand herangerückt, das bis an die Riemlingdecke reichende Himmelbett mit seinem von vier gedrechselten Balustern getragenen Betthimmel. Nach links gewendet folgt dann der runde Tisch mit den Brettstühlen, dahinter der Herrgottswinkel mit dem Eckkästchen. An den Außenwänden umlaufende Bänke leiten den Blick zu einem zweiten, etwas einfacher gebauten Himmelbett. Hätte Franz Lipp diese Stube gekannt, hätte er sie ins „Stubenbuch" und die Möbel ins „Möbelbuch"[4] aufgenommen !

Die Grundausstattung, bestehend aus den beiden Kästen und dem größeren Himmelbett und vermutlich auch das Mobiliar der Tischecke, geht auf den damaligen Besitzer, Mathias Puz und seine Frau Maria zurück. Wie man den Inschriften und den Datierungen auf den Stirnfriesen der Kästen entnehmen kann, wurden beide 1729 angefertigt und erst im Raum zusammengebaut, weil die niedere Türöffnung den Transport eines fertigen Schrankes nicht zulässt.[5] Während der mit „Mathies Puz" beschriftete Kasten keine weiteren Schriftzeichen trägt, ist der zweite, vermutlich für Maria Puz bestimmte Kasten gleicher Bauart mit dem Marienmonogramm in barocker Schreibweise versehen. Neben dem Monogramm steht noch ein isoliert geschriebenes, versales „P", das zunächst als Initiale des Familiennamens Puz gedeutet werden kann.

Diese aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammenden Möbel noch in situ sind in jeder Hinsicht bemerkenswert. Zunächst entsprechen sie durchaus nicht den herkömmlichen Vorstellungen, die man vom „Bauernmöbel" hat. Der sorgfältig ausgeführte, hellbraun bis nussfarbene Kleistergrund am Korpus und die etwas rötlicher getönten Füllungen tragen keinerlei vegetabile oder figurale Auszier, so wie das von jüngeren Möbeln bekannt ist. Die Schrägen sind mit einem linear ausgeführten „Säulenmotiv" und die Seitenflächen mit einer ebenfalls linear eingefassten Kartusche bemalt. Knotige Balusterstäbe an den Kanten beiderseits der Schrägen und als Schlagleisten, profilierte, senkrechte Abschlussleisten zur seitlichen Abdeckung der Rückwandbretter und schwenkbare Kleiderrechen in einem der Innenabteile sind Merkmale einer Werkstatt, die zunächst mit „P", 1731 mit „PS" und danach stets mit „SP" signierte.

Das „Pesendorfer"-Problem

In Sammler- und Liebhaberkreisen für historische Möbel werden diese mit „SP" signierten Möbel einem Tischler namens „Pesendorfer" zugeschrieben, weil Franz Lipp in seinem Möbelbuch

---

[4] Franz C. Lipp, Oberösterreichische Bauernmöbel, Wien 1986.

[5] Auch andere zweitürige Schränke dieser Werkstatt wurden nicht zerlegbar, sondern im Ganzen offensichtlich an Ort und Stelle zusammengebaut.

In der Hohen Stube des Eggerhauses: die Kästen aus 1729 für Mathias und Maria Puz

einen Hinweis auf eine Pesendorfer-Werkstatt in Reindlmühl gegeben hat.[6] Die Deutung der Signatur führte auch zur freien Erfindung eines Vornamens, nämlich Simon, möglicherweise in Erinnerung an den bekannten Hafnermaler Simon Pesendorfer, der aber als „Möbelmaler" nicht in Frage kommt.[7] Da im Josephinischen Lagebuch[8] ein Leopold Pesendorfer tatsächlich – so wie von Lipp angemerkt – als „Tischler im Tambach" angeführt ist, wurde dieser Hinweis auch vom Verfasser zunächst kritiklos übernommen. Erst seit 2011, nach dem Abschluss anderer landeskundlicher Arbeiten, konnte die Erforschung der Tischlerwerkstätten im Raum Gmunden-Altmünster-Traunkirchen wieder aufgenommen werden.

Ausgangspunkt der Überlegungen war die Wirkungsstätte des „Tischlers im Tambach", das Haus Reindlmühl Nr. 52, auch heute noch „Tischlermann" genannt. Der zitierte Leopold Pesendorfer entstammt einer Familie, die durch einige Generationen im Umkreis des Tischlerhauses am Dambach nachweisbar ist. Am Tischlerhaus selbst wird zuerst der Vater des Leopold, Andrä Pesendorfer genannt, der 1771 am Haus verstorben

[6] Wie Anm. 4, S. 346, Anm. 177.

[7] Katharina Marchgraber, Frühe Gmundner Fayence bis zur Mitte des 19. Jh. Diplomarbeit Uni Wien, Wien 2000, S. 55.

[8] Josephinisches Lagebuch (Traunkreis), HS. Ebenzweier, HS. 312, S. 205, Haus Nr. 52 in Reindlmühl.

ist. Er stammt ursprünglich von der „Deimeth", einem Haus in der Nachbarschaft, und war, wie fast alle Männer in der Familie, ein „Handler". Sein Sohn, der oben bereits genannte Leopold, ist 1791 im Alter von nur 31 Jahren im Haus verstorben, in den Matriken wird er als „Handelsmann beim Tischler" und nicht wie im Lagebuch als „Tischler" bezeichnet.[9] Ein Pesendorfer mit einem auf „S" lautenden Vornamen und der Bezeichnung „Tischler" konnte nicht gefunden werden.

Ab 1795 wird eine Familie Feichtinger am Haus genannt, darunter 1804 und 1806 ein Ignaz Feichtinger als „Landhandler am Tischlermannhaus".

Seit 1814 wird eine Familie Derflinger erwähnt, darunter ein Johann Derflinger 1817 als „Handler am Tischlerhaus", 1831 aber als „Tischler am Tischlermannhaus" und schließlich 1835 als „Tischlermeister". Er ist 1858 verstorben und wird im Rahmen einer umfangreicheren Arbeit noch zu erwähnen sein.

Für die Zeit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die Quellenlage unergiebig. Umso bemerkenswerter sind die Erwähnungen des Hauses als Tischlerhaus in der Mitte des 17. Jahrhunderts: 1643 ist „Hanns des Tischlers im Dampach filius" verstorben, im gleichen Jahr „ein Kind des Tischlers im Dampach", desgleichen 1664 und 1671 „ein Kind des Abrahamb Dischlers im Dampach".[10]

Die Ungereimtheiten in Bezug auf die Verbindung des Namens Pesendorfer zu einem doch bemerkenswerten Bestand an mit „P" oder „SP" signierten Möbeln aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts veranlassten den Verfasser zu einer möglichst lückenlosen Dokumentation aller Tischlernamen und Tischlerhäuser zwischen 1650 und 1850 im Umkreis von 10 Kilometern mit Altmünster im Zentrum und zu einer fotografischen und technischen Bestandsaufnahme der Möbel aus diesem Gebiet.[11]

In der Hohen Stube des Eggerhauses: das Himmelbett, undatiert, aber vermutlich ebenfalls aus 1729

Die mit „P" und „SP" signierten Möbel

Im Rahmen dieses informativen Beitrages kann der bisher bekannt gewordene Gesamtbestand an Möbeln aus dieser Werkstatt nicht zur Gänze vorgestellt werden. Ein chronologischer Querschnitt durch das Schaffen der

[9] Pfarrarchiv Altmünster (Pf. A.), Totenbuch 1787–1840, pag. 487.

[10] Pf. A. Totenbuch 1633–1676, sine pag.

[11] An dieser Stelle gilt der Dank des Verfassers allen Besitzern von „SP"-Möbeln, die eine fotografische und technische Dokumentation ermöglichten. Weiters gilt der Dank dem Obmann des Kulturvereins Eggerhaus, Herrn Hansjörg Franzelin, der immer wieder mit Rat und Tat bei den Dokumentationen mitgeholfen hat.

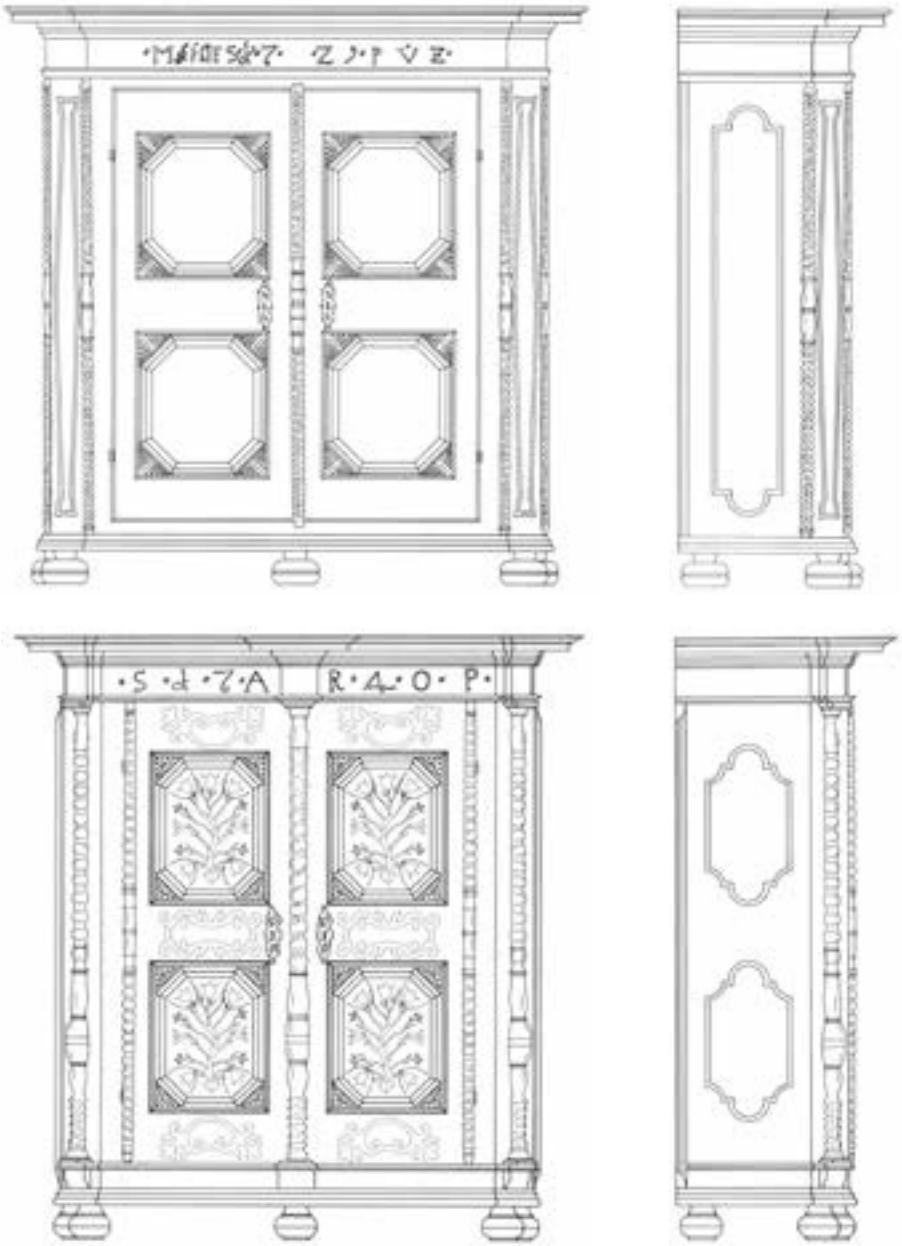
Werkstätte genügt, um einen Eindruck von der lokalen Bedeutung derselben zu erlangen.

Die Möbel in der Hohen Stube des Eggerhauses zählen zu den ältesten bekannten Objekten. Obwohl nur einer der beiden zweitürigen Schränke aus 1729 mit einem „P" gekennzeichnet ist – auf die ebenfalls mögliche Deutung als Anfangsbuchstabe des Namens Puz wurde schon hingewiesen – verraten zahlreiche Details der handwerklichen Ausführung und nicht zuletzt der Bemalung den unmittelbaren Zusammenhang mit jüngeren, voll signierten Möbeln.

Die Schränke gehören zu einer Bauart, deren Proportionen noch frühbarocke Züge aufweisen, ebenso der mit „PS" signierte, eintürige Schrank aus 1731.

Danach ist ein grundsätzlicher Wandel in der Gestaltung der Schränke bemerkbar. Die Proportionen verändern sich, die Möbel werden schlanker. Die bisher von aufwendigem Dekor frei gehaltenen Friese, Füllungen und Seitenflächen erhalten ornamentale und vegetabile Schmuckelemente, ein zweitüriger Schrank aus 1736 ist das älteste Objekt mit diesen Innovationen.

Im Stirnfries erscheint erstmals der charakteristische Schriftzug mit der Jahreszahl und den beiden Initialen „SP". Die Ziffern und Buchstaben sind jeweils durch das rautenförmige Zeichen (#) voneinander getrennt, das schon auf den älteren Schränken zu finden ist. Wegen der beiderseits der Beschriftung angeordneten Vogelpaare ist dieser Schrank möglicherweise auch das Vorbild für die wesentlich jüngeren „Vogerlkästen"



Linke Seite oben: zweitüriger Schrank der Maria Puz aus 1729, Eggerhaus
Linke Seite unten: zweitüriger Schrank aus 1740 bezeichnet SP und AR, Privatbesitz

Obere Reihe: zweitüriger Schrank des Mathias Puz aus 1729, Eggerhaus, Zeichnung 1:25
Untere Reihe: zweitüriger Schrank aus 1740, bezeichnet SP und AR, Privatbesitz, Zeichnung 1:25

anderer Werkstätten.[12] Auf den Türfriesen sind auch jene schwarz ausgemalten Ornamente zu finden, die bis zum offensichtlichen Ende der Werkstätte nach 1752 gleichsam zu einer „Marke" wurden: es sind in die Malerei übersetzte Motive aus der Intarsientechnik, die ihrerseits wieder auf die Mode des Roll- und Beschlagwerks im 16. und 17. Jahrhundert zurückgehen. Andere, zeitgleiche Werkstätten im Raum Gmunden-Altmünster verwenden in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts oft an Schmiedeeisen erinnernde Ornamente.[13] Die Füllungen des SP-Schrankes aus 1736 haben die schon von den Schränken von 1729 her bekannten Umrahmungen mit den oft vergoldeten, gerippten Eckpolstern und flachem Grund. Als zentrales Motiv ist nun ein „Lebensbaum", der einem geteilten Herz[14] entspringt, zu sehen. Es ist tatsächlich ein „Baum" mit Blüten und geschwungenem, dickem Stamm. Erst in

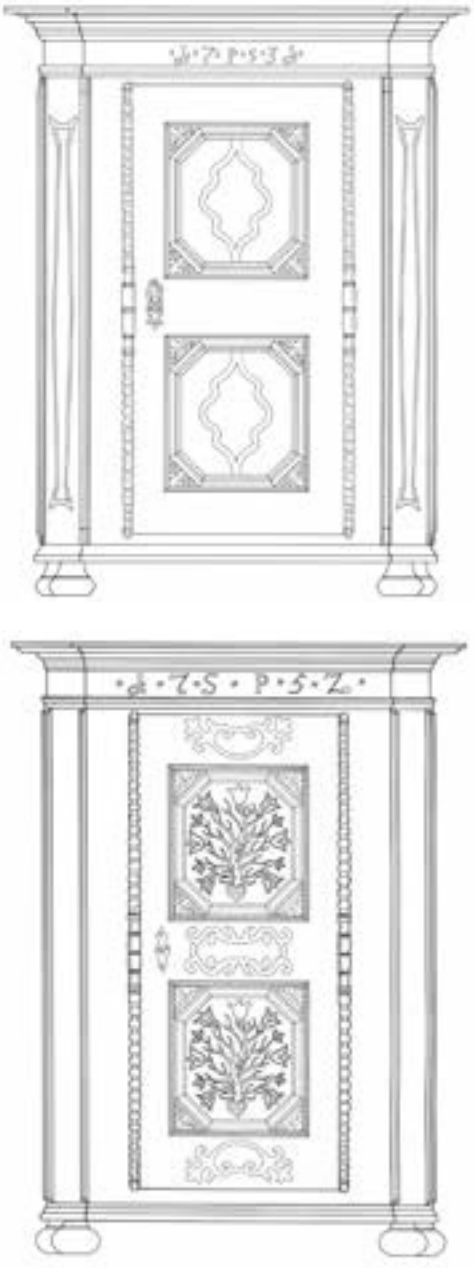
Oben: eintüriger Schrank, bezeichnet mit „PS" aus 1731, Privatbesitz
Unten: eintüriger Schrank, bezeichnet mit „SP" aus 1752, Privatbesitz

---

[12] Im speziellen Fall des Schrankes von 1736 können die Vögel als „schnäbelnde Tauben" interpretiert werden, weshalb es sich bei dem Möbel um einen „Hochzeitskasten" handeln dürfte.

[13] Die SP-Werkstätte verwendete diese beiden Motive immer auf den Friesen, andere Werkstätten hatten oft mehrere Motive in Gebrauch. Diesen „pseudointarsierten" Möbeln aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird in einer umfangreicheren Arbeit breiterer Raum gewidmet werden.

[14] Im Herz wird der Sitz des Lebens und der Seele gesehen. Der daraus wachsende „Baum" als Symbol des Lebens ist eine logische Konsequenz. Hiezu: Richard Beitl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Kröner Band 127, Stuttgart 1974, S. 354 (Herz), S. 501 (Lebensbaum).



Oben: eintüriger Schrank, bezeichnet mit „PS" aus 1731, Privatbesitz, Zeichnung 1:25
Unten: eintüriger Schrank, bezeichnet mit „SP" aus 1752, Privatbesitz, Zeichnung 1:25

der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird bei anderen Werkstätten der Baum zum „Maienkrug"[15] mit Blumen in einem meist doppelhenkeligen Gefäß. Der lasierend gemalte Lebensbaum auf den SP-Kästen ist nahezu standardmäßig auf den Schränken bis 1752 zu finden.

Waren die Seitenflächen der Kästen von 1729 und 1731 noch durch eine einzige, linear ausgezogene Kartusche geschmückt, so sind ab 1736 stets zwei übereinander angeordnete Kartuschen zu finden. Die sonst bei allen Schränken aus der SP-Werkstatt verwendeten, profilierten Abdeckleisten der Rückwandbretter an den Seitenflächen dürften beim Schrank von 1736 verloren gegangen sein. Charakteristisch ist auch das Einfassen der Türflügel mit auffallend knotigen Balusterleisten,[16] die als Schlagleisten zumeist verbreitert sind.

[15] Die Bezeichnung „Maikrug" für ein – zumeist – zweihenkeliges Gefäß mit Blumenstrauß geht bis in das 17. Jahrhundert zurück. Hiezu: Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs, Wien 1953, S. 101.

[16] In der volkskundlichen Möbelliteratur findet sich häufig die Bezeichnung „Eierstäbe" für die gedrechselten, halbseitigen Zier- oder Schlagleisten. Diese Bezeichnung ist in der kunst-und architekturhistorischen Terminologie jedoch dem „Kymation", einer waagrechten Zierleiste mit eiförmigen Elementen auf Säulenkapitellen in der klassischen antiken Architektur vorbehalten. Da im Möbelbau stets senkrechte Elemente mit markanter Gliederung zu bezeichnen sind, ist eine vom senkrecht stehenden „Baluster" abgeleitete Benennung, z. B. „Balusterleiste", sinnvoller. Hiezu auch:
Alois Hauser, Styl-Lehre der architektonischen Formen des Alterthums, Wien 1882. Koepf/Binding, Bildwörterbuch der Architektur, Kröner Band 194, Stuttgart 1999.

Das eintürige Pendant zum Kasten aus 1736 ist ein gleichartiger Schrank aus 1737, einem Auftraggeber „HS“ gewidmet, dessen Initialen statt des üblichen „SP“ am Stirnfries zu sehen sind. Danach erreicht die SP-Werkstätte ihren handwerklichen Höhepunkt. Der doppeltürige Schrank SP 1740 mit den Initialen des Auftraggebers AR hat nicht nur auffallende Architekturelemente in Form kräftiger Eckbaluster mit Kapitellen und Basen auf Konsolen und Verkröpfungen des Kranzgesimses, sondern erstmals auch jene plastisch gestalteten Füllungen, die zum volkstümlichen Namen „Polsterlkasten“ führten. Nur zwei Jahre später, 1742, entstand ein zweitüriger Schrank, dessen geschrägte Ecken rundplastisch aufgebaut und mit einem dreifelderigen, geometrischen Motiv bemalt sind. Seltener sind eintürige Schränke als „Polsterlkästen“ ausgeführt, aus 1746 ist einer bekannt, der noch dazu rundplastische Schrägen hat.

Geradezu spartanisch einfach sind doppeltürige Schränke aus 1749 und 1751 ohne Bemalung der Füllungen und Friese und unter Verzicht auf das typische, schwarze „Intarsien“-Ornament.

Die bis jetzt als jüngste bekannt gewordenen Erzeugnisse der SP-Werkstatt sind zwei eintürige Schränke aus 1752, die aber wiederum ganz den Vorbildern aus den vierziger Jahren entsprechen. Mit ihrem geradezu „klassisch“ einfachen Aufbau können sie als Vorläufer der sogenannten „Viechtauer Kästen“ aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angesehen werden.

Teilansicht des doppeltürigen Schrankes aus 1736 mit der Signatur SP, den schnäbelnden Vögeln und dem Ornament oberhalb der Füllung mit dem Lebensbaum

Auf der Suche nach „SP“

Wer war nun dieser geheimnisvolle „SP“, der schon so früh als Schöpfer qualitätvoller Möbel für Bürgerhäuser und Bauernstuben mit seinen Initialen zeichnete? Die Suche war mühsam, konnten doch zahlreiche Tischlernamen mit dem Anfangsbuchstaben „P“ gefunden werden – allerdings nie in Kombination mit einem Vornamen beginnend mit „S“ und der Berufsbezeichnung „Tischler“. Eingedenk der Nachforschungen Franz Lipps, der den „Gimpelmaler“ Peter Brunner[17] erst identifizieren konnte nachdem klar war, dass er Protestant war, richtete der Verfasser nun das Augenmerk auch auf diese Möglichkeit. Die Suche in den einschlägigen Archivalien des OÖ. Landesarchivs brachte keinen direkten Erfolg, nährte aber den Verdacht, dass zwischen der Viechtau als „protestantischem Nest“ und der Verbreitung der „SP“-Möbel zwischen Altmünster und Traunkirchen ein Zusammenhang bestehen kann. Bei Krackowizer[18] fand sich dann der entscheidende Hinweis. In seiner ausführ-

[17] Franz C. Lipp, Der „Gimpelmaler“ Peter Brunner (1743 bis 1811). In: Oberösterreich, 31. Jg. Heft 4/1981, S. 9–14.

[18] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden, 2. Band 1899, Nachdruck 2012.

lichen Beschreibung der Ereignisse, die schließlich zur Theresianischen Transmigration auch aus Altmünster führten, wird unter anderem das Verstecken evangelischer Schriften und Bücher erwähnt: „… in dieser Hinsicht besonders erfinderisch war der Tischler Simon Piringer in der Kramerleithen, Pfarre Altmünster, der unter anderem dem Müller im oberen Mühlbach, Sebastian Feichtenberger für seine Bücher einen Baum aushöhlte und in den Stubenboden verborgene Schubladen machte".[19]

Mit diesem Namen und einer Ortsangabe konnte die Suche weitergehen.

In der Hohen Stube des Eggerhauses: Eckkästchen aus dem Jahre 1750 mit Geheimfach im doppelten Boden als Versteck von Druckschriften und Papieren

Aus dem Leben des Simon Piringer

Bei Krackowizer wird ein Protokoll zitiert, das – neben vielen anderen – Simon Piringer in der Kramerleithen als „besonders eifrigen Conventiculanten", also einen Besucher oder Veranstalter evangelischer Zusammenkünfte, bezeichnet. Umso überraschender war daher für den Verfasser, dass dieser „Conventiculant" am 12. Februar 1748 katholisch getraut wurde. Der Eintrag ist für die weitere Familiengeschichte nicht unerheblich, weshalb er hier im vollen Wortlaut wiedergegeben wird:

„Simon Pyringer Tischlermeister am Wagnerfeldt, des Simon Pyringers zu Wanckhamb, seel. Laakch. Pfarr, Maria ux. seel. beide ehelich erzeugter Sohn hat sich verehlicht mit Sabina, des Hannsen Huebmerhofers in der Stainpruckh, noch im Leben, Magd. ux. seel. ehelich erzeugte Tochter".[20]

Was den mit dem Protestantismus zumindest sympathisierenden Tischlermeister dazu veranlasste katholisch zu heiraten und in der Folge auch die Kinder katholisch taufen zu lassen, bleibt im Dunkel. Jedenfalls ist ihm das Schicksal des Sebastian Feichtenberger, dessen Bücher er im Stubenboden versteckt hat, erspart geblieben.[21]

Die Eintragung im Taufbuch erwähnt auch den Vater Simon Pyringer. Ob er ebenfalls Tischler war, konnte nicht ermittelt werden. Die Tatsache, dass nach 1731 eine Zäsur in der Möbelfertigung zu bemerken ist, kann mit einer – nicht

[19] Krackowizer, wie Anm. 18, S. 203 und Anm. 399.

[20] Pf. A., Trauungsbuch 1743–1767, pag. 94.

[21] Der Müller „im oberen Mühlbach", Sebastian Feichtenberger, Pfarre Altmünster, wurde am 25. März 1752 nach Komorn abgeschickt, wo er noch im Laufe des Sommers verstarb, nachdem er sich am Sterbebette zum katholischen Glauben bekannt hatte. Krackowizer, wie Anm. 18, S. 191.

erwiesenen – Übergabe des Handwerks vom Vater auf den Sohn zusammenhängen.

In der Folge wird die Geburt dreier Kinder vermerkt, wobei der Vater stets an einem anderen Ort – vermutlich als „Störtischler" – genannt wird:

1749 Vater Simon Pyringer, Tischler „obs Moos", Mutter Sabina, Kind Maria Rosina[22]

1751 Vater Simon Pyringer, Tischlermeister zu Pesendorf, Mutter Sabina, Kind Joannes[23]

1752 Vater Simon Pyringer, Tischler an der Crammerleuthen, Mutter Sabina, Kind Benigna[24]

Danach wurde Piringer offensichtlich in den Strudel der Ereignisse rund um Denunziationen, Verhöre und Deportationen, die verharmlost „Transmigrationen" genannt wurden,[25] hineingezogen. Erst 1765, anlässlich seines Todes, taucht sein Name wieder auf. Er ist am 11. März dieses Jahres im Elternhaus seiner Frau Sabina, der „Steinbruck", „nach empfangenen h.h. Sacramenten" verstorben. Sein Alter wird „bey 65 Jahr" angegeben, eine Todesursache ist nicht vermerkt.[26]

Seine doch wesentlich jüngere Frau Sabina starb als „Ausdingerin vom Steinbruckgut" 1792 im Haus Gmundnerberg 29 an der Ruhr, als Religionsbekenntnis wird „protestantisch" angegeben.[27]

Ob der Tischlermeister Simon Piringer, der um 1700 geboren wurde und 1765 verstarb, bis zuletzt ein Kryptoprotestant war oder ob er tatsächlich bekehrt wurde, ist nicht mehr festzustellen und spielt im Hinblick auf seine erhaltenen Werke auch keine Rolle. Die mit dem „SP" bezeichneten bemerkenswerten Zeugnisse seiner Handwerkskunst aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden jedenfalls von nun an mit dem Namen Simon Piringer verbunden bleiben.

Sein 1751 geborener Sohn Johannes hat das Werk seines Vaters weitergeführt und „in der Steinbruck" eine Tischlerwerkstätte betrieben. Anlässlich der Geburt seiner Tochter Magdalena 1782 wird er als „Tischler und Bauer" genannt.[28] Seine anfangs mit „HP" (Hans Pühringer) und später mit „IP" (Iohannes Pühringer) sowie mit den Rauten (#) zwischen den Buchstaben und Ziffern signierten Möbel sind im Stil der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausgeführt. Die Bemalungen führen weg von den Pseudointarsien und hin zu modischem „Bandlwerk", bunten „Maikrügen" und aufwendigen Marmorierungen.

Alle Fotoaufnahmen und technischen Zeichnungen stammen vom Verfasser

---

[22] Pf. A., Taufbuch 1745–1755, pag. 228.
Ein Beleg für die Anwesenheit Piringers im Eggerhof ist auch das Eckkästchen mit der Datierung 1750. Es hat ein Geheimfach im doppelten Boden.

[23] Pf. A., Taufbuch 1745–1755, pag. 307.

[24] Pf. A., Taufbuch 1745–1755, pag. 396.

[25] Zur Problematik der Theresianischen Transmigration:
Franz Hufnagl, Die Maut zu Gmunden, Wien-Köln-Weimar 2008.
Hans Krawarik, Exul Austriacus, Wien 2010.

[26] Pf. A., Totenbuch 1761–1770, sine pag.

[27] Pf. A., Totenbuch 1787–1840, pag. 140.

[28] Pf. A., Taufbuch 1770–1783, pag. 784.

Zell/Pram: Bleibende Erinnerung an die „Doyenne der Volkskultur“

Foto: Nachlass HR Prof. Dr. Katharina Dobler

Ihr Wirken auf den Gebieten Volksbildung und Heimatpflege war umfassend, weitreichend und richtungsweisend. Untrennbar verbunden ist ihr Name mit den Landes-Bildungszentren, wo ihre vielschichtigen Vermittlungsinitiativen mit die nachhaltigste Frucht trugen. Dem beharrlichen Engagement von HR Prof. Dr. Katharina Dobler ist es unter anderem zu verdanken, dass Schloss Zell an der Pram vor dem Verfall gerettet wurde und 1979 den Betrieb als Bildungszentrum aufnehmen konnte. In dankbarer Anerkennung des Lebenswerkes [und zur zehnten Wiederkehr ihres Todestages] wurde der Doyenne heimischer Volkskultur heuer ebendort eine Ehren- und Gedenktafel gewidmet, die Landeshauptmann Dr. Josef Pühringer am 11. Mai in Anwesenheit zahlreicher Prominenz feierlich enthüllte.

Buchbesprechungen

Norbert Loidol, Renaissance in Oberösterreich. *Verlag Bibliothek der Provinz, Hg.: Direktion Kultur des Amtes der OÖ. Landesregierung, 351 Seiten, durchgehend reiche Farb- und Schwarzweiß-Illustration, Auswahlbibliographie, Orts- und Personenverzeichnis, Orientierungskarte. EUR 24,00. ISBN 978-3-900000-76-9*

Dieser Kulturführer versteht sich als erster, gelungener Versuch, den Kardinalbestand an Denkmälern des konfessionellen Zeitalters auf oö. Boden in alphabetischer Reihenfolge zu erfassen und wissenschaftlich systematisch zu beschreiben. Viele der breiten Öffentlichkeit wenig bekannte Bauten, Monumente und Kleinode werden mit erschlossen, wobei das hervorragende Bildmaterial jeweils für deren Schönheiten sensibilisiert und Lust auf persönliche Erkundung weckt. Ein Leitfaden erleichtert die Auswahl der Besichtigungs- bzw. Besuchsziele, die ursprünglich sehr verstreut publizierten Forschungsergebnisse sind zusammengefasst und erlauben dank eingehender Analyse bzw. Zusammenschau in einigen Fällen z. B. auch kunsthistorische Neuinterpretationen. Um den zu behandelnden Zeitraum auch in politischer Hinsicht abzustecken, wurden der Beginn der Reformation (1517) und das Ende des Dreißigjährigen Krieges (1648) als Eckpfeiler genommen. Damit fanden manche Kunstwerke Berücksichtigung, die man in anderer Lesart bereits als frühbarock klassifizieren könnte. Überraschend auch die Anzahl der aufgelisteten Denkmäler: 160 Orte werden besprochen, allein an repräsentativen Schlossbauten wurden achtzig ausgewählt. Schlossartig erscheinende Pfarrhöfe, allen voran jener von Buchkirchen bei Wels, etwa zehn Sakralbauten wie z. B. die Pfarrkirche von St. Georgen bei Grieskirchen oder wirtschaftliche Zweckgebäude wie die beiden erhaltenen Innerberger-Stadel in Steyr und Weyer runden das Bild der Architektur der Epoche ab. Ebenso eindrucksvoll die Fülle vorgestellter Wandmalereien, Fresken, Altäre sowie Skulpturen und Reliefs, letztere schwerpunktmäßig dominierend in der meist protestantisch-religiös akzentuierten Kunst der Epitaphe und Grabdenkmäler.

Eckehard Bamberger: Psalm 1. Die Wege Gottes und der Menschen. *Olona Edition, Wien 2013, 261 Seiten, EUR 18,50. ISBN 978-3-9503499-1-7*

Er studierte in Innsbruck Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Philosophie, hörte an der theologischen Fakultät Vorlesungen bei Karl & Hugo Rahner, um die christliche Botschaft auch von der wissenschaftlichen Seite her tiefer verstehen zu lernen. So wurde die Erörterung religiöser Thematik mehr und mehr zum Ausgangspunkt vieler seiner eigenen Vorträge.

In diesem Buch setzt sich Eckehard Bamberger (verheiratet, Vater dreier Kinder, Gründer der Österreichischen Phonothek für Ton- und Bilddokumentation) nüchtern, ohne erhobenen Zeigefinger, aber auch ohne falsche Berührungsängste, auf die Spur jenes Zeitphänomens, das als Sinn- und Werteverlust längst globale Ausmaße anzunehmen begonnen hat. Wenngleich die Ursachenforschung substanziell nichts wirklich Neues bietet, bieten kann, gewinnt Bambergers Bestandsaufnahme zwischen Stichworten wie „Materialismus und Relativismus", „Die Ethikfalle", „Der homo sapiens als Konstrukteur und Konsument seiner selbst" oder „Der säkulare Wahrheitsbegriff" im Licht begleitend verarbeiteter Bibeltexte eindrückliche Klarheit und Dichte. In angenehm leichtem, gut lesbarem Deutsch verfasst, werden die Befunde zum beredten Zeugnis einer Grundhaltung, die den Menschen aus der Würdelosigkeit eines laut Evolutionstheorie „blinden Zufallsprodukts" zur Ehrfurcht vor Schöpfer und Schöpfung und damit auch zur Nächstenliebe ohne Ablaufdatum zurückführt.

Dass die Tiraden und Klagelieder zum „verkrusteten, lebensfremden" Allgemeinzustand der [katholischen] Kirche bei durchaus kritischem Blick auf bestehende Schwächen und Defizite hier keinen Widerklang finden, überrascht wenig. Im Gegenteil, den dringendsten Erneuerungsbedarf attestiert Bamberger der Kirche für den hypothetischen Fall, dass sie eines Tages aufhören sollte, gewissermaßen Stachel im Fleisch des Zeitgeistes zu sein.

Als Denkanstoß, zur Horizonterweiterung und/oder inneren Positionsüberprüfung bestens zu empfehlen! C.G.

Bayerisches Wörterbuch (BWB), Band II, 2003–2012, Hefte 9–17, *Hg.: Kommission für Mundartforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; Oldenbourg Wissenschaftsverlag München, 896 Seiten, Leinen, EUR 19,80 (bei Einzelbestellung EUR 24,80).*

Die beiden Ur- oder Vorläuferbände des „Bayerischen Wörterbuches" von Johann Andreas Schmeller geben im Wesentlichen die Forschun-

gen des Autors von 1827–1837 wieder. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts regten sich dann in Bayern und Österreich Bestrebungen zur Erstellung eines gemeinsamen „gesamtbairischen Dialektwörterbuches". Die beiden Wissenschaftsakademien in München und Wien sollten den Wortschatz aus dem jeweiligen Staatsgebiet sammeln und in eine akkordierte Ordnung bringen. „Nach Beendigung dieser Arbeiten war die Übergabe des in München gesammelten und bearbeiteten Materials nach Wien zur Erstellung der Wörterbuchartikel vorgesehen" (Wikipedia). In den Jahren bis 1961 arbeiteten die Mundartkommissionen von München und Wien, mit Unterbrechungen durch die beiden Weltkriege und die Folgeereignisse, mehr oder weniger intensiv zusammen. Seitdem gibt es getrennte Wörterbücher, unter Mitberücksichtigung sprachlicher Gemeinsamkeit(en). Seit 1963 erscheint das WBÖ (Österreichisches Wörterbuch) in regelmäßigen Lieferungen. In Bayern war von 1959 bis 1961 der Salzburger Ingo Reiffenstein der erste hauptamtliche Redaktor des BWB. Nach seinem Weggang war man von einer Publikation noch weit entfernt. 1988 wurde der Engländer Anthony Rawley Dienststellenleiter der bayerischen Kommission für Mundartforschung, und 1995 konnte dann das erste Heft von Bd. I des BWB publiziert werden. Die Gesamtreihe soll zehn Bände umfassen und im Jahr 2070 zum Abschluss gebracht werden.

Alphabetisch gegliedert, ist das BWB „ein Wörterbuch der bairischen Dialekte auf bayerischem Boden in heutiger und historischer Zeit. Es umfasst den Wortschatz aus bairischen Quellen seit der mittelhochdeutschen Zeit und verfolgt die behandelten Wörter bis in die althochdeutsche Epoche zurück."

Dieses neue Wörterbuch soll dasjenige von Schmeller auf gar keinen Fall ersetzen, sondern ergänzen und in Kooperation mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften neuere Erkenntnisse und Fragestellungen integrieren. Wie großartig die Leistung des Alleinautors Schmeller gewesen war, ersieht man daraus, dass das BWB nur relativ langsam vorankommt. Vor wenigen Monaten ist nun Heft 17 von Bd. II erschienen. Heft 9 kam im Jahre 2003 auf den Markt, also fast jedes Jahr ein neues Heft! Der 2. Band enthält 10.201 Stichwörter und 36 Abbildungen. Es gibt kaum einen Lebensbereich, der nicht erfasst ist. Über Schmeller hinaus ist das Alltagsleben des 19., 20. und 21. Jahrhunderts – teils auch für die an Bayern angrenzenden Gebiete in Österreich, z.B. das Innviertel – mitdokumentiert. Für österreichische Leser besonders bemerkenswert, dass sich das ÖWB häufiger zitiert findet als fränkisches oder schwäbisches Dokumentations- und Belegstellenmaterial.

Fazit aus den bisher 17 Heften von Band I und II: das Bairische, mit vergleichbarer Phonetik gebietsweise auch in Oberösterreich gesprochen, ist weit mehr als eine sogenannte Mundart. Es ist „eine voll legitimierte Sprache, die alles darüber auszusagen vermag, was einen Menschen bewegt und was er denkt …". Wilhelm Kaltenstadler

Gunter Dimt: Kastenspeicher zwischen Böhmerwald und Alpenrand, *Eggerhaus-Publikation Nr. 4, WIGO-Druck Bad Ischl, 2012, 370 Seiten, reich illustriert, EUR 29,00.*

Die radikalen Strukturumbrüche innerhalb der heimischen Landwirtschaft haben spätestens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zu einer totalen Umformung der Substanz unserer Bauernhöfe geführt. Objekte, deren Sinn und Zweck über Epochen hinweg außer Frage gestanden war, wurden vielfach nutzlos und überflüssig. So auch der zum Einlagern und Aufbewahren von Lebensmitteln und Saatgut lange Zeit obligatorische Kastenspeicher, ein spezifisches bauliches Kulturgut, das mit der weitgehenden Aufgabe des autarken Versorgungsprinzips, der autarken Lebensweise, seine althergebrachte Funktion inzwischen praktisch völlig eingebüßt hat. „Heute, nach den umwälzenden Veränderungen ab dem Zweiten Weltkrieg, ist es unmöglich geworden, durch Feldforschung ein flächendeckendes Bild zu erhalten, wo und wie diese Form der Nahrungsmittelspeicherung zwischen dem Böhmerwald und dem Alpenrand existiert hat", schreibt HR Dr. Gunter Dimt im Vorwort zu seiner einmaligen Sammeldokumentation, und fährt fort: „Ein vollständiges Bild im Sinne eines Inventars kann auch das vorliegende Buch nicht vermitteln. Versucht wurde, die kulturlandschaftsbezogene Vielfalt bei der Gestaltung von Speichergebäuden aufzuzeigen, d. h. von solchen Gebäuden, die in der Hausforschung als frei stehende Kastenspeicher bezeichnet werden. Erst nach Auswertung von Aufnahmen aus den Fotoarchiven von Max Kislinger und Rudolf Heckl sowie meines eigenen Bautenarchivs zeichnete sich ein ungemein facettenreiches Bild historischen Kulturgutes ab, das mit diesem Band für Oberösterreich und benachbarte übergreifende Gebiete in einen größeren Kontext gestellt und vor dem Vergessen bewahrt werden soll." Eine Zielsetzung, die hier anhand hunderter, nach besonderen Merkmalen bzw. Klassifizierungskriterien minuziös zusammengefasster Einzelbeispiele mit gewohnt höchster Fachkompetenz unzweifelhaft erreicht wurde. C.G.